



Migration &
Sicherheit
in der Stadt

Working Paper Nr. 3

Methodisch-theoretisches Vorgehen im Forschungsprojekt migsst

Herausgeber:

Prof. Dr. Bernhard Frevel, Verbundkoordinator *migsst*
Hochschule für Polizei und öffentliche Verwaltung NRW
Nevinghoff 8-10
48147 Münster

Münster, Februar 2020

Ein Verbundforschungsprojekt der Partner



HSPVNRW

EBERHARD KARLS
UNIVERSITÄT
TÜBINGEN



Deutsche
Hochschule der Polizei

GEFÖRDERT VOM



Bema

BKA



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung

Inhalt

Christiane Howe

Zur Einführung: migsst-Projekt mit mixed-method Design 3

Christiane Howe

Der ethnografische Zugang 5

Kaan Atanisev

Methodisches Vorgehen der qualitativen Untersuchung. Epistemologische und
methodologische Konzeption der Grounded Theory 25

Dorthe Flothmann

Qualitative Interviews 35

Fynn Kunkel

Datenanfrage und -auswahl kleinräumiger polizeilicher Kriminalstatistiken 44

Zur Einführung: migsst-Projekt mit mixed-method Design

Christiane Howe

Das Projekt „Migration und Sicherheit in der Stadt – *migsst*“ untersucht, ob und wie Formen von Integration und/oder Segregation in migrantisch geprägten Quartieren mit Sicherheit im weitesten Sinne, d.h. von Konflikten über Ordnungsstörungen bis hin zu Kriminalität, zusammenhängen. Leitende Fragen sind demnach, ob und wie sich sozial-räumliche, ethnische Integration und Segregation überhaupt in diesen Vierteln ausbilden und beschreiben lassen, ob entsprechende Formen/Strukturen vorgefunden werden (können) und wie sich diese gegebenenfalls auswirken. Dabei gilt es in einem zweiten Schritt zu analysieren, welche Aspekte sich bei einem derart sich gestaltenden und möglichen Zusammenhang (gegenseitig) mindern oder verstärken und falls ja, wie. Zentraler Ausgangspunkt sind dabei die Quartiere, die als alltäglicher, zugleich vorgefundener und beständig hergestellter sozialer Nahraum, als Nachbarschaften oder Kieze gefasst, somit als ein andauernder (Aus)Handlungsraum der Menschen verstanden werden.

Im *migsst*-Projekt wird diesen Leitfragen in vier ausgewählten Städten mit je zwei Quartieren nachgegangen. Genutzt wird dafür ein breites Spektrum an empirischen Methoden, welche die Erhebungen und Analysen quantitativer und qualitativer Daten einschließen.

Übergreifendes Ziel des Projekts sind wissenschaftliche und (handlungs)praktische Erkenntnisse zu gewinnen über die Herstellung sozialer Ordnung, über Sicherheit im weitesten Sinne und damit zusammenhängenden dem sogenannten Sicherheitsempfinden im alltäglichen Zusammenleben im Quartier, um daraus Möglichkeiten und Ansätze für eine wie auch immer noch zu definierenden Verbesserung zu erarbeiten.

Ein Schwerpunkt, insbesondere des Teilvorhabens HSPV, liegt aufgrund der Fragestellung auf den ‚Bedürfnissen und Bedarfen hinsichtlich des jeweiligen Quartiers‘, dies vor allem auch aus Sicht der Bewohnerschaft. Ausgangspunkt ist, ihre Ideen und Erwartungen bei der Herstellung und Gewährleistung von sozialer Ordnung und Sicherheit aufzugreifen und ihnen ‚eine Stimme zu geben‘, auch um die Potenziale der Bewohnerschaft bei der Quartiersgestaltung erkennen und aufgreifen zu können. Ausgehend davon wurden die empirischen Methoden entsprechend ausgewählt und angewendet: von ethnografisch teilnehmender Beobachtung, Gesprächen im Feld, Besuchen von Treffen (Elterncafés, Regionalräte, Runde Tische, Fachgruppen etc.), Teilnahme an Fachtagungen über Expert*innen-Interviews bis hin zu quantitativen Befragungen.

Durch teilnehmende Beobachtungen und erkundende Gespräche im Feld, die größtenteils protokolliert oder aufgenommen wurden, ist es möglich, weitreichendere Erkenntnisse zu gewinnen, da einiges nicht explizit von Beteiligten beschrieben werden kann. Die Alltagsabläufe und (Arbeits-)Prozesse im Viertel können so beobachtet und exemplarisch beschrieben werden. Zudem werden Expert*innen-Interviews geführt, die aufgenommen und transkribiert werden sowie Dokumente, z.B. Schriftverkehr, Unterlagen, Jahresberichte Selbstbeschreibungen analysiert.

Dieses breite Spektrum an Methoden im Kontext des *migsst* Projekts, die unterschiedlichen empirischen Ansätze mit ihrer jeweiligen methodischen Herangehensweise und ihrem Prozessverlauf, werden im Nachfolgenden näher beschrieben.

Zwei methodologische Grundlagen prägen die Arbeiten in den Teilvorhaben der Hochschule für Polizei und Verwaltung NRW (HSPV) und der Stiftungsprofessur für Kriminalprävention und Risikomanagement an der Universität Tübingen (SKuR). Für die HSPV ist ein stark ethnografisch geprägter Zugang zum Feld, also den Städten und Quartieren mit ihren sehr unterschiedlichen Raum- und Sozialstrukturen, bedeutsam. Diesen Ansatz mit den Grundlagen und Implikationen für den Forschungsprozess stellt Christiane Howe dar.

Kaan Atanisev vom SKuR-Team beschreibt die Grundzüge der methodologischen Richtung der Grounded Theory. Die auf Abduktion zielende Abfolge von Datengewinnung, -auswertung, theoretischer Erfassung und Grundlegung für nachfolgende Untersuchungsrounden wird dargelegt und auf das *migsst*-Projekt bezogen.

Dorthe Flothmanns (HSPV) Beschreibungen zum Expert*innen-Interview sind dann eher methodisch als methodologisch ausgerichtet. Die Anforderungen an die Gewinnung von Interviewpartner*innen, die Gestaltung der Leitfäden und die Ansätze der Auswertung stehen hier im Vordergrund.

Den Abschluss des Working Papers bilden die von Fynn Kunkel beschriebenen Problematisierungen der Gewinnung von kleinräumigen Daten der Polizeilichen Kriminalstatistik und der beschränkten Aussagefähigkeit zur Erfassung der Kriminalitätsslage in den Quartieren.

Der ethnografische Zugang

Christiane Howe

Um die in der Einleitung genannten forschungsleitenden Fragen letztlich beantworten zu können, galt es sie zum einen für einen qualitativen Leitfaden und der quantitativen Befragung zu operationalisieren und zum anderen methodisch für die teilnehmende Beobachtung in der ersten Erhebungsphase (März-Oktober 2019) zunächst einzuklammern und zur Seite zu stellen. Diese Haltung und Herangehensweise ist grundlegend, um sowohl das Alltagsleben im Quartier als auch Perspektiven auf das jeweilige Quartier in einem ersten Schritt so offen und ‚unvoreingenommen‘ wie möglich erfassen und beschreiben zu können. Alltagsleben und Perspektiven entfalten sich im laufenden Forschungsprozess erst sukzessive in/mit den sozialen Praktiken, d.h. in Handlungen, Interaktionen sowie Deutungen und Sichtweisen aller Beteiligten, was die Forschenden mit umfasst. Feldnotizen, Skizzen und Stichpunkte, auch Zeichnungen, Photos oder Videoaufnahmen stellen hier das Material, an denen die Fragen immer wieder zyklisch abgeklopft werden (können). Die in den Quartieren wohnenden oder/und dort zivilgesellschaftlich tätigen oder/und damit beruflich befassten Menschen gelten dabei alle als Expert*innen ihrer komplexen, alltäglichen Lebens-/Berufswelt mit ihren unterschiedlichen Perspektiven. Die Bewohnerschaft umfasst dabei sowohl Kinder und Jugendliche als auch Erwachsene und Senior*innen, unabhängig von z.B. Schicht- oder ethnischer Zugehörigkeit. Die Forschenden sind am Ort erst mal interessierte, eher vorbeikommende Unkundige.

Streng genommen ist die Ethnografie keine Methode, sondern eher eine Haltung. Zentral sind teilnehmende Beobachtung und Gespräche im Feld sowie Hintergrundgespräche, daneben können Texte und Dokumente aus dem Feld oder auch Interviews, z.B. Expert*innen-Interviews hinzu kommen. Methodisch ist dabei all das relevant was im Feld aufscheint. Es wird der ‚Logik‘ des Feldes im ‚doing‘ gefolgt. Hier ist u.a. Reflexivität ein Erkenntnisschlüssel, weil jede*r Forscher*in jede Interaktion mit gestaltet und (mit)produziert.

Bei diesem Prozess werden Unmengen an Notizen, Skizzen, Feld- und Gesprächsprotokollen oder auch Transkripte von Interviews gefertigt, dies sind in der Ethnografie alles Daten. Sie kennt die strenge Trennung von „objektiv“ aufgezeichneten Daten und einer nachträglich entwickelten Interpretation nicht, da es in der Ethnografie keine Daten außerhalb einer interpretierenden sozialen Realität gibt.

Die Themenschwerpunkte sind zwar im Vorfeld erarbeitet, liefern die Feldauswahl und geben den Beobachtungen und Analysenvorgang eine Richtung. Im Forschungsprozess selbst haben dann aber „Themen Konjunktoren, das heißt sie durchlaufen “Karrieren” und verändern sich kontinuierlich. Sie sind gewissermaßen ständig under construction; sie werden eingeführt, reformiert, rekonfiguriert, erweitert, beschnitten oder verworfen. Durch diesen Prozess gewinnt die ethnografische Analyse an Struktur und Komplexität.“ (Breidenstein et al. 2013:117ff)

Methodisch-theoretisch ist die Ethnografie durchaus mit dem wissenschaftlichen Pragmatismus (u.a. Dewey 1922 / Mead 1932) und dem darauf aufbauenden symbolischen Interaktionismus (u.a. Blumer 1937)¹ verbunden. Aus pragmatistischer Perspektive liegt die Betonung auf dem Handeln, einem ‚*doing (everyday) social life*‘ und ‚*doing things together*‘. Nach diesem Verständnis werden Welt(en) erst durch dieses Handeln, durch soziale Praktiken hervorgebracht und geschaffen. Sie sind plural, dynamisch, im Werden, was jeweils an Bedeutungen aufscheint, ist relativ kontingent.

Auch in unserem Fall, beim praktischen Organisieren der jeweiligen Quartiere, heißt das, alle Beteiligten machen einander in sozialen Praktiken und Handlungen ihre Orientierungen, Deutungen, Sichtweisen erkennbar und nachvollziehbar. Sie inspizieren sich dabei alle fortlaufend in/durch ihre Handlungen und Interaktionen gegenseitig, d.h. wir inspizieren uns ohne Unterlass, antizipieren, kategorisieren, arbeiten mit Erwartungen, Unterstellungen und Zuschreibungen. In/mit diesen sozialen Praktiken werden erst Bedeutungen und Sichtweisen hergestellt. Dabei sind diese weder feststehend noch willkürlich produziert. Grundlegende Annahme ist, dass Menschen ihre Welt, ihre jeweiligen Handlungs- und Tätigkeitsfelder mit ihren komplexen, auch dynamischen Zusammenhängen vorfinden, sie sich erschließen (müssen), sowohl methodisch aneignen als auch (aktiv) gestalten. Es sind soziale Leistungen, die erst in Interaktionsprozessen zwischen allen Beteiligten hergestellt, in (inter)aktiven und reflexiven Prozessen ausgehandelt und im aufeinander bezogenen Miteinander (re)produziert werden.² Dies umfasst auch die Forschenden.

Ausgangspunkt ist also, dass jeder Handlung soziale Ordnung inhärent ist. Handeln ist nach praxistheoretischer Lesart demnach nicht ein zweck-/wertrationales, moralisches oder affektiv begründetes Handeln, sondern in einem

„anti-rationalistischen, nicht-intentionalen und nicht-motivgesteuerten Sinne konzipiert und als körperlich-materielle Ko-Aktivität und Erzeugungspraxis eingeführt. [...] Der Vollzugsmodus von Praxis lässt sich entsprechend weder rein induktiv aus dem subjektiven Sinnverstehen oder aus einem einzelnen Wirkungszusammenhang, noch rein deduktiv aus einer übergeordneten, statischen Struktur herleiten, sondern Praxis bildet selbst soziale Ordnungen aus.“ (Wolff 2016:16,17)

Erst das alltägliche, gemeinsame Sein und Tun im Viertel, das alltägliche Verbringen „in unmittelbarer Gegenwart von anderen“ (Goffman 2001:56) stellt alltägliche, soziale Ordnung her. Erst im Vollzug des Handelns werden Interaktionsordnungen geteilt. Indem sie sich wechselseitig aufeinander beziehen, werden sie verbindlich, geschaffen und dadurch selbst wieder geleitet. So stabilisieren sich in diesem wechselseitigen Prozess soziales Handeln, soziale

¹ Die ethnografische Methode in der Soziologie bildete sich Anfang des 20. Jahrhunderts in der soziologischen Stadtforschung der Chicago School (u.a. Robert Park, William Thomas, Ernest Burgess) heraus und wurde dort in den 1960/70er Jahren zu einer Alltagssoziologie (Alfred Schütz /Thomas Luckmann, Erving Goffman, Harold Carfinkel) weiterentwickelt.

² Damit wird auch das was sich ‚intersubjektiv‘ in den Köpfen der Beteiligten befindet/befinden zu scheint, durch soziale Praktiken hervorgebracht. Somit stellt sich auch diese ‚Intersubjektivität‘ immer wieder (neu) her.

Ordnung und Kontrolle. Damit werden Verlässlichkeit und Vertrauen begründet und immer wieder in einer Art von Selbstverstärkung erzeugt.

Garfinkel (2006/1948) argumentiert, dass Handlungen sequenziell organisiert und sinnhaft aufeinander bezogen sind: durch die Ausführung einer Handlung bestätigt ein*e Akteur*in sein*ihr Verständnis einer vorangegangenen und bereitet die Grundlage für eine nachfolgende vor. Interpretationen von Handlungen werden also nach Garfinkel durch anschließende Handlungen angezeigt und sichtbar gemacht. Die Situiertheit von Praktiken, auch z.B. Rollenidentitäten, sind somit Produkte von Interaktionsarbeit und keine Eigenschaft von Personen. So geht es nicht um die Rekonstruktion eines subjektiven Sinnes von Akteur*innen, sondern um die Rekonstruktion des sozialen und praktischen Organisierens der alltäglichen Lebenswelt. Einzelne Akteur*innen werden hier also nicht als Autor*innen ihres Handelns begriffen, sondern als Teilnehmende einer (Interaktions-)Situation (Goffman 1963), die gemeinsam erst hervorgebracht, hergestellt und damit durch- und aufgeführt wird. So besteht eine beobachtbare fortlaufende Interaktionsarbeit aller Beteiligten.

Auch die räumlich strukturierte Ordnung manifestiert sich demnach nicht allein im materiellen und am konkreten Ort, sondern auch sie wird durch die sozialen Praktiken aller Beteiligten hergestellt. So ist jedes Quartier historisch an dem jeweiligen Ort in langandauernden sozialen und kommunikativen Prozessen entstanden. Demfolgend steht eine Raumdimension im Zentrum, die die soziale und materielle Strukturierung von Räumen ebenso in den Blick nimmt wie ihre Dynamik, Prozesshaftigkeit, ihr Gewordensein und ihre Vielfältigkeit, d.h. nach Löw (2008 und 2001).ihre relationalen (An)Ordnungen.

Somit sind ebenso die unterschiedlichen Formen von Wissen, Können, Erfahrung oder Erfahrungen als bereits erlerntes Können etc „lokal gemacht von Personen mit Zielen in Kontexten“ (Dellwing/Prus 2012:19), sie sind eine Form des kollektiven Wissens. Sukzessive werden praktische Erfahrungen in einer Gemeinschaft gesammelt. Dieses Alltagswissen ist nach Schütz/Luckmann (1979) zweifelsfrei, es besteht aus einem „Geflecht von Handlungs- und Denkweisen, die uns zur Gewohnheit geworden sind und unserem Leben so eine bewusstlose, feste Ordnung geben“ (Breidenstein et al. 2013:26).

Dieser qualitativ ethnografische Forschungsprozess wird eher von einer offenen ‚prozessualen Haltung‘, wie u.a. Dellwing/Prus (2012:29 ff.) es nennen, getragen, „da jede Situation ihre eigenen Kontexte hat, in denen lokal Entscheidungen getroffen werden und jeder Kontext aus unterschiedlichen Standpunkten anders aussieht“ (ebd.). Unterschiedliche Perspektiven als auch deren Angleichen werden also fortlaufend durch eine Art „rekursiver Verschleifung“ (vom Lehn 2018:189) hergestellt, denen es durchaus nachzugehen gilt.

Durch diesen Ansatz wird zudem empirisch-methodisch und im Vergleich zu anderen soziologischen Ansätzen die Perspektive der Analyse von den Forschenden zu den Beforschten verschoben (was letztlich auch heißt oder verlangt, diese nicht bloß auf ein theoretisches Klassifikationssystem abzubilden). Denn es stehen die Art und Weise wie die Beteiligten mit ihren sozialen Handlungen das Quartier hervorbringen, erleben und beschreiben im Zentrum und bilden die (Daten)Grundlage für die Analyse und Auswertung. Erst in diesem gemeinsamen

Prozess kann das was als ‚Probleme‘ angezeigt und benannt wird, beschrieben und gefasst werden.

Um der Vielfalt in den Quartieren auf die Spur zu kommen, war – wie oben kurz beschrieben – die zentrale Fragestellung der ersten Erhebungsphase geleitet von einer Praxis des Verstehens und Nachvollzuges: Wie „ticken“ die jeweiligen Quartiere? Was finden wir vor? Wie zeigt es sich? Es galt zu verstehen, was hier sozial-räumlich eigentlich wie vor sich geht. Das heißt, es wurden Annahmen und Thesen im Vorfeld und jeweilige Prä-Konzepte weitestgehend und soweit möglich reflexiv-bewusst eingeklammert, um sich offen und im besten Sinne einer ethnographischen Herangehensweise dem ‚Untersuchungsgegenstand‘ zu nähern.

Die Ethnografie zeichnet sich durch Feldforschung aus, d.h. das persönliche Aufsuchen sozialer Räume, einer andauernden unmittelbaren Erfahrung, durch einen integrierten Forschungsansatz in dem die teilnehmende Beobachtung und das Schreiben und Verspächlichen des Sozialen zentral ist (siehe Breidenstein et al. 2013:31 ff.). So werden auch im vorliegenden Forschungsprojekt zum einen teilnehmend beobachtend die Quartiere immer wieder ‚flanierend‘ aufgesucht und soweit möglich Gespräche mit Menschen, Anwohnenden sowie ansässigen Laden- und Gewerbetreibenden und sonstigen Nutzer*innen des Quartiers, vor Ort und am Rande geführt. Wenn möglich werden Fachkräfte, Personen aus Behörden und/oder Anwohnende in ihrem Alltag ein Stück begleitet, so z.B. die Polizei bei der Observation sowie Akteure bei Sitzungen (Bezirksvertretung, Kriminalpräventiver Rat, Regionalrat, Quartiersrat u.a.) besucht oder an Veranstaltungen im Viertel (z.B. Straßenfeste, regelmäßige (Arbeits-) Treffen, Vernetzungstreffen) und Fachtagungen teilgenommen. Das Vorgehen ist dabei transparent, was die eigene Rolle als Forschende angeht und im Alltag begleitend, offen, zugleich auch orientiert an den Themenschwerpunkten, d.h. die Gespräche sind zwar themenzentriert, aber im Weiteren erzählend-narrativ orientiert.³

Teilnehmende Beobachtung

Ein besonderes Interesse des Forschungsprojekts liegt, wie bereits beschrieben, in der Beschreibung und Erfassung des Quartiers aus Perspektive aller Beteiligten. Da sich Menschen in Vierteln jeweils aneinander orientieren und in dieser kollektiven Bezugnahme entscheiden, was rational, stimmig und auch handlungsgebunden erscheint, ist einer unserer methodischen Ansätze die teilnehmende Beobachtung mit Gesprächen im Feld.

Die teilnehmende Beobachtung als Methode⁴ erlaubt es Sozialwissenschaftler*innen, die Perspektive der Beforschten praktisch nachvollziehbar zu machen und wiederum ihre Methoden zu verstehen, mit dem diese selbst die soziale Welt im Quartier und damit Phänomene sozialer Ordnung (mit) herstellen. Teilnehmend Beobachten und beobachtend Teilnehmen ist somit

³ Zu den Experten*innen Interviews und der Entwicklung des Leitfadens siehe nachfolgenden Beitrag von Dorthe Flothmann

⁴ In der Literatur zu qualitativen Forschungsmethoden wird diese meist als teilnehmende Beobachtung oder eher ethnografisch als beobachtende Teilnahme beschrieben. Erläuterungen dieser Methode in der Soziologie finden sich beispielsweise in Breidenstein et al. (2013), Dellwing/Prus (2012), Knoblauch (1996) oder der lebensweltlichen Ethnographie bei Hitzler (1999) und Honer (1993), die letzteres auch „existenzielle Perspektivenübernahme“ nennt.

eine Methode, die alle Beteiligten, nicht nur die Forschenden selbst (be)nutzen, um in Situationen zu handeln. In jedem Quartier ‚lernen‘ Bewohner*innen vor Ort. Menschen besitzen hier ein „lokales Wissen“, können meist Relevantes von Nicht-Relevantem unterscheiden, auch Handlungsbedarfe ausmachen und sind durch sich wandelnden Phänomenen – Nachbarschaften, Jugendkulturen, Religiosität etc. – gefordert. Das Wissen bildet sich im Lauf der Zeit über das Quartier und mit ihm heraus. Hirschauer (1999) führt dazu aus, dass „soziale Realität selbst aus Verhältnissen wechselseitiger Beobachtung besteht, in deren Regulierungen man sich einzuklinken hat.“ (ebd.: 223). So sind die Praktiken mit ihren situativen Vollzügen beobachtbar, aber seitens der Beteiligten häufig ‚keiner Rede wert‘ und kein Gegenstand reflexiver Aushandlungsprozesse. Sie sind implizit. In ihnen gründet sich die ‚Normalität‘ des Alltags. Es kennzeichnet sie eine gewisse „Selbstevidenz des Visuellen“ (Breidenstein u.a. 2013: 36) sowie im wiederholten Ablauf auch eine ‚selbstverständliche‘ (Interaktions-)Ordnung (Goffman 2001). So verbleiben diese Praktiken mit ihren situativen Vollzügen meist sprachlos.

Indem sich Forschende in diese sozialen Zusammenhänge begeben, wird es möglich, sich der sozialen Ordnung, wie sie von den Beteiligten hergestellt und erfahren wird, anzunähern, sie bestenfalls zu erfassen. Forschende können somit als Beobachtende und Teilnehmende der Relevanzen des Untersuchungsfeldes gewahr werden. Diese Vorgehensweise, die einer praktischen und leiblich-sinnlich erfahrbaren Umsetzung folgt, unterscheidet sich von anderen interpretativen Ansätzen und Methoden, die mit dem Hineinversetzen in die Perspektive der*s Anderen meist eine theoretische Übung seitens des Forschenden meinen. So versetzen sich die Forschenden hier nicht nur theoretisch oder (be)fragend, sondern auch praktisch in die Perspektive der Beteiligten hinein. Dabei ist das ‚Tun‘ und ‚Erfahren‘ der Aktivitäten (am eigenen Körper) in den Quartieren ein Bestandteil, aus dem dichte Beschreibungen erfolgen.

Durch diese laufenden Deskriptionen, den Verschriftlichungen und Auszeichnungen, die auch entlasten und bei der Distanzierung helfen können und dem Austausch sowie die Rückzüge vom Feld und den Reflexionen werden die aus der beobachtenden Teilnahme gewonnenen Materialien so in dichte Beschreibungen verwandelt, die wiederum analytisch ausgewertet und soziologisch theoretisch verknüpft werden.

Die Herangehensweise des Flanierens in den Vierteln zeichnet sich durch die körperliche Anwesenheit der Forschenden mit all ihren Sinnen im Quartier aus. Auch wenn dies angesichts der begrenzten Zeit im Projekt nur über kürzere Zeiträume möglich ist, stellt es eine Möglichkeit dar, die Quartiere besser zu ‚verstehen‘, allein das in den recht kurzen Aufenthalten vieles zu Beginn durch den Kontrast zur eigenen, gewohnten Lebenswelt auffällt. Vor allem durch die teilnehmende Beobachtung, aber auch die kleinen, alltäglichen Interaktionen mit den Menschen direkt vor Ort, verändern sich bei den Forschenden Wahrnehmung, Kenntnis und Einschätzung des sozialen Raumes. Seine Beschaffenheit wird alltäglicher, es können Performanz, Vollzug und Darstellung sozialer Ordnungen beobachtet werden, so z.B. Umgangsweisen, Nutzung des Raumes, Abgrenzungen, Ein- und Ausschlüsse.

Dieser Prozess wird durch Feldnotizen oder -skizzen zum Teil zeitgleich, meist jedoch danach notiert. Soziales (Handeln) wird somit zunehmend versprachlicht. Zudem werden sogenannte Memos angefertigt: Notizen zu Eindrücken, Irritationen, Überlegungen, erste Reflexionen und Analytisches. Beides wird ebenso als Datenmaterial betrachtet, ausgewertet und Erkenntnis

gewinnend genutzt. So können durch dieses methodische Vorgehen soziale Praktiken und ihre Bedeutungen analytisch beschrieben werden.

Der Forschungsprozess beinhaltet zudem ein methodisches Sich-Befremden, d.h. das weitgehend Vertraute zu einem „frag-würdigen Gegenstand“ (Breidenstein et al. 2013:26) zu machen und ihm mit einer sowohl empirischen als auch theoretischen Neugier zu begegnen und sich einen durchaus „dramaturgischen Blick“ (ebd.) anzueigen. Nach Bereswill (2003) sollten Wissenschaftler*innen „in der Lage sein, ihr eigenes Handeln und Denken in Klammern zu setzen und gedankenexperimentell zu hinterfragen“ (ebd.:517). Die methodische Anforderung an Forschende besteht in diesem Ansatz darin, „die Dramaturgie des eigenen Handelns im Feld zu durchschauen.“ (ebd.).

Aufenthalte in den Quartieren mit Gesprächen und Teilnahme an Treffen wechseln mit Expert*inneninterviews und Zeiten der Auswertung und Analyse. Somit sind unterschiedliche und wechselnde Zeiten von Nähe und Distanz gegeben. Mit dieser Vorgehensweise kann weiteres Befremden hergestellt werden, was ermöglicht etwas zu ‚sehen‘, was man vielleicht schon häufig ‚gesehen‘ hat und nun daran Neues zu entdecken oder zu verstehen, was man vorher nur ‚mitgemacht‘ und in gleicher Weise gedacht hat. So gestaltet sich das Ganze in Form eines zyklischen, kreativen Prozesses.

Gespräche im Feld

Die Gespräche (und auch Interviews) im Feld sind zwar insgesamt offen gestaltet und von der Haltung eines gewissen Nicht-Wissens seitens der Forschenden, von einer ‚Dummheit als Methode‘ gekennzeichnet, in der Präkonzepte und Vorwissen soweit wie möglich ausgeklammert werden (Breuer et al. 2019). Sie besitzen dennoch eine Struktur, die sich an den leitenden Fragestellungen mit den entsprechenden Themenschwerpunkten orientiert, und sind dennoch als Gespräch gefasst und so gestaltet, dass die Teilnehmenden das Gespräch mit ihren Antworten und ihren Erzählungen weitgehend bestimmen können, an ihnen entlang entwickeln sich die Gespräche, d.h. sie basieren auf der Methode des aktiven Zuhörens. Die Erzählenden wurden ermutigt, ihre Erfahrungen wiederzugeben. Diese Gesprächsoffenheit unter ‚realen Bedingungen‘ ermöglicht es, Lebenswelten, Alltagsroutinen und Einstellungen der Befragten zu erfassen, d.h. was für sie wichtig ist und wie ihr Wissen mit dem sozialen und räumlichen Kontext zusammenhängt, diesen hervorbringt und verändert. So schließen sich nach und nach die Quartiere auf.

Auch in diesen (Forschungs-)Begegnungen werden erst im Verlauf sozialer Sinn und Bedeutung Zug um Zug gemeinsam ausgehandelt, auch wenn es regelhaft strukturierte Interaktionen sind. Subjektivität, auch die der Forschenden selbst, ist hier Ausdruck wechselseitiger Interpretationen und Zuschreibungen. So entstehen Bedeutungen erst im Zwischenraum, zwischen den involvierten Personen, in der Aushandlung, im Angebot, in Zugeständnissen und im Widerstand. Diese können reflexiv Erkenntnis gewinnend genutzt werden.

Gesprächs- und vor allem Interviewdaten werden im ethnografischen Kontext immer zweifach gelesen, da es um kulturelle Wissenbestände und nicht um individuelle Meinungen geht. So geben Interviews zum einen Informationen und Wissen weiter, zum anderen sind sie in ihrer Darstellung selbst Untersuchungsgegenstand, d.h. geben Aufschluss über das Wissenssystem

einer Person, auf welche Weise sie im Feld ‚platziert‘ ist, über welche Einblicke sie verfügt und über welche nicht, was sie weitergibt und was nicht.

(Selbst)Reflexionen

Notizen zu konzeptionellen (Selbst)Reflexionen, sowohl zu Fragen, Überlegungen und Irritationen als auch erste Ideen, Interpretationen und mögliche Zusammenhänge werden fortlaufend gefertigt, teilweise besprochen und diskutiert sowie erste Bezüge zu Theorien hergestellt. Selbstreflexion ist nach Breuer (2018, siehe u.a. auch Bourdieu 1996) keineswegs bloß Selbstzweck oder Merkmal einer besonderen Form der Forschung, sondern eine Grundbedingung sozialwissenschaftlicher Beobachtung. Denn Sozialwissenschaftler*innen sollten nicht nur andere beim Beobachten beobachten sondern vielmehr sich selbst mitbeobachten, so dass unhinterfragte Plausibilitäten der eigenen Wahrnehmungen und Beschreibungen expliziert und immer wieder in Frage gestellt werden können.⁵ So beschreibt auch Reichertz (2005), dass es gälte die sogenannte Forscher*innensubjektivität reflexiv⁶ einzuholen und sie zur Kenntnis zu nehmen, sowohl bei der Datenerhebung als auch bei der Auswertung und der Theoriebildung. Damit ließen sich Übergeneralisierungen minimieren und es befördere die Entstehung von Perspektivenvielfalt. Lässt man diese Reflexivität mehr zu, „sind Interviews keine Datenerhebungen mehr, sondern Gespräche mit einem Gegenüber, und Auswerten ist kein Kodieren mehr, sondern das Deuten von Handlungen. Und das tut unter dem Strich auch der Forschung gut“ (Reichertz 2005: Absatz 51).

Nachfolgend eine tabellarische Übersicht zum Konzept der (Selbst)Reflexion, entstanden aus einem kritisch-systematischen Literaturüberblick:

Selbst-/Reflexionen bezogen auf ...			
Themenbereich	Persönliche Disposition	wissenschaftliche Positionierung	Subjektivität/ Objektivität
	Forscher*in als Mensch und Wissenschaftler*in,	ideologisch, gesellschafts-politisch, methodisch,...	Distanz und Nähe, dialogischer und dynamischer Forschungsprozess

⁵ So hat beispielsweise Bereswill (2003) die unterschiedlichen Verständnisse von Selbstreflexion im ethnopsychanalytischen (Devereux u.a.) und sozialkonstruktivistisch-interaktionstheoretischen Zugang (Schütz u.a.) herausgearbeitet. In beiden Ansätzen wird „die tätige Verwicklung des Forschers in die Interaktion und Beziehung als selbstverständlich betrachtet“ (ebd: 517). So finden nach Lesart der Ethnoanalyse in der interaktiven Forschungssituation gegenseitige „Übertragungen“ (Emotionen, Konflikte etc.) statt, nicht nur der Beforschten auf die Forschenden, sondern im Gegenzug auch der Forschenden auf die Beforschten (ausführlich hierzu Devereux 1967 und Nadig 1987).

⁶ siehe auch Ploder/Stadlbauer: „Sie haben das notwendige Nachdenken über den Forschungsprozess zum Anlass genommen, das gesamte Feld der qualitativen Verfahren mit den Begriffen „starke Reflexivität“ und "schwache Reflexivität" zu vermessen. Forschungen mit schwacher Reflexivität erachten die Subjektivität als Störfaktor, die Forschungen mit starker Reflexivität dagegen als "konstitutiven und wertvollen Teil des Forschungsprozesses" (2014, S.2). Die Autorinnen selbst plädieren entschieden für Letzteres“ (Reichertz 2005: Absatz 51)

	als untrennbare Einheit		
Forderung	Transparenz der eigenen Biographie	Transparenz der Position	Transparenz der Perspektive
u.a. Folgen/Veränderungen	Einbeziehung von Emotionen, Körper, Vorerfahrungen, Herkunft,...	Denkschule, Schreibstile, Diskursivität, Polyphonie, Machtverhältnisse,...	Dekonstruktion der Dichotomie, Diskurs über angemessene Gütekriterien, ...

Tab. 1: Sozialwissenschaftliche Diskurs-Felder zum Thema Selbst-/Reflexion (Linska 2012:118; Wiedergabe mit freundlicher Genehmigung der Autorin – entnommen aus Breuer et. al. 2019:112)

(Selbst)Reflexivität von Forschung heißt also Bedingungen und Verlauf des Konstruierens (von Wissen und Erkenntnis – auch den eigenen) in den Blick und auch auf der methodischen Ebene ernst zu nehmen. Ein mögliches methodisches Verfahren kann die De-/Re-Zentrierung sein (siehe Breuer et al. 2019; weitere Ansätze und Fragestellungen dazu siehe Anhang). De-Zentrierung meint einen Schritt zurück zu gehen, um Distanz zu gewinnen und den Blick auf Muster zu ermöglichen. Es meint die Einnahme eines beobachtenden Standpunktes, auch sich selbst gegenüber und ein, Von-„Oben“-Darauf-Schauen. Die Re-Zentrierung umfasst nach Breuer (2019) im Dialog mit sich und anderen (z.B. Forschungswerkstätten) dieses zu reflektieren, d.h. diese Ebene, diese „Informationen“, Wissen und Erkenntnisse zu nutzen, zu heben und nicht zu verschenken, die ein solch dezentriert-(selbst)reflexiver Blick und Prozess ermöglichen kann/könnte.

„Es geht um eine *sozialwissenschaftliche Analyse des Gesamtprozesses der wissenschaftlichen Erkenntnisproduktion* – im Idealfall unter Einbeziehung aller Beteiligten aller ihrer Hervorbringungen und aller Forschungsphasen. Das verlangt ein Heraustreten der Forschenden aus der Position des konventionellen methodischen Handelns (und Lesens)-nach-Lehrbuch auf einen dezentrierten und selbstreflexiven Standpunkt, d.h. den Versuch der *Einnahme einer Beobachter-Position* gegenüber der eigenen Person und dem eigenen Inter-/Agieren im Forschungskontext (seien es Menschen, Daten, Texte, Artefakte etc).“ (Breuer 2003; kursive Hervorhebungen im Original, hellgrau: Anmerkungen ChH)

Bei Dezentrierungs- und Selbstreflexions-Techniken können folgende Bezugspunkte/-größen berücksichtigt werden:

- die Person des Forschenden: seine*ihre Charakteristika, Rolle und Handlungsmuster
- die Forscher*innen-Gemeinde (im Mikro- und Makro-Maßstab, d.h. die lokale Forscher*innen-Gruppe, das Projekt und die disziplinäre Wissenschaftler*innen-Gemeinschaft), ^[1]_[SEP]

- das Forschungs-Objekt: der Gegenstand, die Betroffenen, das Feld, der Text
- die Interaktionen: im Forschungsfeld, mit dem Text, den Daten
- die dortigen Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster ^[1]_{SEP}
- das wissenschaftliche Arbeitsprodukt: den Text, ^[1]_{SEP}
- die Rezipient*innen der wissenschaftlichen Texte und deren Verarbeitungen.

Zum einen geht es um die „Selbstverquickung“ von Forschenden mit ihrem Forschungsanliegen/-thema und der Frage: Wie/wo kann ich diese Charakteristik nutzbar machen? – sei es gegenstandsbezogen heuristisch/pragmatisch, vorgehensbezogen methodisch und/oder theoretisch. Das Vorgehen umfasst hier die Reflexion der Erfahrungen mit ‚meinen‘ Themen/Themenfeldern, die ich ‚am eigenen Leibe‘, in der eigenen Lebensgeschichte gemacht habe, persönlich erlebte Situationen zu den eigenen Forschungs-/Themenschwerpunkten, den eigenen (Arbeits-) Titeln oder Fragestellung(en) gilt es zu explizieren.

Beispiel aus dem BMBF Projekt migsst: „Migration und Sicherheit in der Stadt“

1. zu Un-/Sicherheit

- a) im eigenen (gegenwärtigen) sozialen Lebensraum (z.B. Gewährleistung, Beeinträchtigung von Sicherheitsgefühlen durch ...; Unsicherheit als Verängstigung, als anregender "Thrill", als ..., erlebte „Angsträume“, Konflikte)*
- b) in der eigenen Entwicklungsperspektive und den sozial-ökologischen Settings der Lebensgeschichte: als Kind, als Jugendliche, als Erwachsene, (real oder imaginiert)*

2. Migration, Fremdheit, (Nicht-)Zugehörigkeiten

- a) im eigenen (gegenwärtigen) sozialen Lebensraum*
- b) in der eigenen Entwicklungsperspektive und den sozial-ökologischen Settings der Lebensgeschichte: als Kind, als Jugendliche, als Erwachsene, (real oder imaginiert)*

3. Stadt-/Quartierserfahrungen

- a) im eigenen (gegenwärtigen) sozialen Lebensraum*
- b) in der eigenen Entwicklungsperspektive und den sozial-ökologischen Settings der Lebensgeschichte: als Kind, als Jugendliche, als Erwachsene, (real oder imaginiert)*

Zum anderen umfasst es den Versuch der Einnahme einer dezentrierten, beobachtenden Position (inklusive gegenüber der eigenen Person) im Kontext von Interaktionen, dem Inter-/Agieren mit und von Menschen, aber auch weitergehend mit Artefakten, Texten, Daten. Hier können im jeweiligen (eigenen) Forschungskontext zentrale Zugänge liegen, sie können Abläufe, Irritationen, Verstehen, Erkenntnisse und Wissen (weiter) aufschlüsseln.

Das heißt gegenseitige „Reizwerte“ (Devereux 1988:40f.) und Resonanzen möglichst explizieren, sowie Irritationen, Ideen, mäandernde Überlegungen für (erweitertes) Verstehen,

Erkenntnisse und Wissen „nutzbar machen“, demnach Interaktionen und Handlungen als eine Art ‚Schlüssel‘ nutzen. Denn Forschende und Mitglieder des Untersuchungsfeldes lösen wechselseitig spezifische Reaktionen aus und besitzen unterschiedliche Wahrnehmungsweisen, Maßstäbe, Bewertungen, auch im Hinblick auf die Resonanzen (für die des Gegenübers wie für die eigenen).

Unter anderem hat auch Foucault eine konsequente Selbsthistorisierung der Erkenntnisposition eingefordert und Versuche methodischer Umsetzungen vorgelegt. Das methodologische Problem der Selbstbezüglichkeit weist nicht bloß eine kognitive Dimension auf, sondern betrifft auch die Schwierigkeit einer Reflexion hinsichtlich eigener normativer und evaluativer Maßstäbe und zudem allen ist auch die Theoriekonzeptionen jeweils an eine bestimmte historische Weltsicht und ein bestimmtes wissenschaftliches Paradigma (‚Schule‘) gebunden.

So beschreibt auch Schetsche (2014) im Hinblick auf ‚*Problemkarrieren*‘, wie Wissensbestände über entsprechende Institutionen verbreitet, vermittelt und abgesichert werden. Für die Entstehung und Entwicklung (neuer) sozialer Probleme sind soziale Sachverhalte und ihre kollektive Akteur*innen entscheidend, die entsprechende Deutungsmuster und Diskursstrategien (re)produzieren. Er beschreibt, das mit der Deutung eines Problems (zumindest vorläufig) festgelegt wird, welche Ursachen dafür angenommen werden, wie mögliche Bekämpfungsstrategien aussehen und wer, d.h. insbesondere welche Profession, für die Bekämpfung zuständig ist. Dies geschieht zunächst in ‚Fachkreisen oder -runden‘, erst wenn eine Problemdeutung eine größere Öffentlichkeit erreicht, versuchen auch andere Gruppen, Organisationen und Institutionen, ihren Einfluss diskursiv geltend zu machen, so dass letztlich eine Definition des Problems zu einer mehr oder weniger allgemein verbindlichen, gesellschaftlichen Zustandsbeschreibung wird. Erst dann gelangt sie nach und nach in den politischen Entscheidungsprozess und findet dort ihre Umsetzung, sei es gesetzlich, institutionell und/oder finanziell, z.B. in Reformen oder neuen Angeboten. (Schetsche/Schmied-Knittel: 2018) Dabei spielen im weitesten Sinne Kommunikationsmedien, insbesondere jedoch Massenmedien und in ihrer Umsetzung auch Institutionen des (Sozial)Staats eine Rolle.

Die über diesen Prozess stetig sich verändernden und (re)produzierten Wissensbestände werden u.a. über entsprechende Institutionen verbreitet, vermittelt und abgesichert, z.B. von Wissenschaft, Schulen, Massenmedien. Sie werden nach und nach von der Mehrheit der Gesellschaftsmitglieder für zutreffend, ‚wahr‘ und gültig erachtet. Schetsche beschreibt diese vorherrschenden und allgemein gültigen (‚hegemonialen‘) Wissensbestände bzw. Wissensordnungen komplexerer Gesellschaften als orthodox. Zeitgleich besteht in solchen Gesellschaften (in den Kommunikationsmedien im weitesten Sinne) daneben immer auch ‚abweichendes‘ Wissen, das spezifische Teile von ‚Wirklichkeit(en)‘ anders zu beschreiben, zu interpretieren und zu erklären versucht. Solche von Schetsche als heterodox bezeichneten Wissensbestände „gehören nicht immer zum legitimen, aber doch zum bekannten Wissensvorrat der Gesellschaft, befinden sich vielleicht in einem gelegentlichen, zyklischen oder auch permanenten Geltungskrieg mit dem orthodoxen Wissen“ (Schetsche 2012: 6) und können sich über Zeitverläufe auch verändern. Auch diesen Prozess (mit eigener Beteiligung) gilt es zu reflektieren.

Bourdieu (1976: 332) nennt es „von der offizielle[n] Weise, die Welt zu denken“. Soziologisch gefasst, geht es hier nicht um die Differenz von ‚falsch‘ versus ‚richtig‘ oder ‚wahr‘ versus ‚unwahr‘, sondern um die kulturelle Geltung oder Nichtgeltung von ‚wahr‘ oder ‚richtig‘, d.h. wie diese fortlaufend hergestellt und sich gegenseitig angezeigt wird. Das heißt ein reflexiver oder auch de-zentrierter Modus der Betrachtung (siehe Breuer et al. 2019) oder, anders gefasst, eine durchgehend konstruktivistische Herangehensweise ermöglichen es, Herstellungen und Auseinandersetzungen über einen bestimmten gesellschaftlichen Kontext für eine soziale Gruppe analytisch zu beschreiben, also dass, was zu einer gegebenen Zeit als ‚wirklich‘ angezeigt, hergestellt und angenommen wird, anzunehmen ist und was nicht. Auch die Folgen können hiermit aufgefächert werden.

Aufgrund der normativ-kontrollierenden Aspekte der Wissensordnung ist diese nicht nur alltagspraktisch äußerst relevant, sondern hat auch starken Einfluss auf Grundgewissheiten einer Kultur - damit auch auf den Wissenschaftsbetrieb, der fortlaufend als Rahmen der eigenen Arbeit mit reflektiert werden muss.

Beispiel: Workshop zur De/Konstruktionen der Vorstellungen vom „guten Quartier“

So haben sich vor diesem Hintergrund wissenschaftlichen Mitarbeiter*innen von fünf Teilvorhaben zu einem Workshop im Januar 2020 zusammen gefunden, in dem sie im ersten Teil reflexiv den Fragen nachgingen, wie die jeweils eigenen Vorstellungen die Wahrnehmung der Untersuchungsquartiere prägen: Welche Vorstellungen fließen in unsere Handlungs- und Präventionskonzepte ein? Wie können wir diese fortlaufend reflektieren? - Was lässt sich normativ begründen – was nicht? - Wie gehen wir mit den Perspektiven und Erwartungshaltungen der externen Partner*innen um?

Dafür wurde die Methode World Café ausgewählt und entsprechend von zwei Mitarbeiterinnen vorbereitet. Die Methode ist kooperativ angelegt: in kleinen Runden an verschiedenen Tischen entstehen im Austausch und in Diskussionen zu bestimmten ausgewählten Fragestellungen eine Vielzahl von Ideen, Erkenntnissen und Vorschlägen, die mit einer gemeinsamen Reflexionsphase abschließen. Beim *migsst* Treffen wurde zwei Mal in zwei Kleingruppen (A und B) mit je vier Personen gearbeitet und bei der dritten Fragestellung in der Gesamtgruppe.

In der **ersten Runde** wurde der Frage nach dem eigenen Aufwachsen nachgegangen: Wie bin ich aufgewachsen? Was hat mich an meiner Umgebung (meinen Quartier?) mehr und was wenig angesprochen? - Was fand schön? - Was habe ich genutzt? Was nicht? - Was hat mir Angst gemacht? - Was hat mir gefehlt? - Wie war das mit den Nachbar*innen? Zum Einstieg rund um das Thema, wie wir jeweils aufgewachsen sind, hat jede*r nacheinander berichtet.

Dabei ist deutlich geworden, dass neben einem Aufwachsen in der Stadt, am Stadtrand oder auf dem Land in einem Dorf oder einer Bauernschaft, im Osten oder im Westen Deutschlands und den Erfahrung einer unterschiedlichen Rollenverteilung zwischen Frau und Mann die für das aktuelle Projekt besonders relevanten Unterschiede in den Mobilitäts-, Sicherheits- und Nutzungsunterschieden liegen. Im städtischen Raum gab es Differenzen bezüglich der Mobilität, z.B. des Erreichens des Stadtzentrums, teilweise haben auch Angebote gefehlt, wie bspw. die Möglichkeit, ein Instrument spielen zu können. Im ländlichen Raum waren die Mobilitätsmöglichkeiten stark eingeschränkt.

Die Bewegungen in den Quartieren waren im Alter bis 13 Jahre dadurch gekennzeichnet, daß man sich in der ‚weiträumigen‘ Nähe des Wohnortes aufhielt, z.B. Spielen im Wald oder auf dem nahegelegenen Bolzplatz, möglichst ohne Eltern und ohne Kontrolle. Man hat sich insgesamt und insbesondere in der Gruppe von Kindern sicher gefühlt, auch wenn es Konflikte oder auch vereinzelte Begegnungen mit „komischen Typen“ gab, z.B. im Wald in den selbstgebauten Hütten, dort kam einer und hat Pornobilder gezeigt oder die Begegnung mit einem Exhibitionisten.

Das Interesse an Jugendhäuser, sofern sie vorhanden waren, stieg zwar mit zunehmenden Alter, es war allerdings häufig schon von bestimmten Gruppen, teilweise auch älteren Kindern oder Jugendlichen, die gerne ‚mal Stress gemacht haben‘, besetzt/okkupiert. So hatte man zwar früh Interesse, es aber nicht in Anspruch genommen, später verlor es sich, so ist keine*r letztlich dorthin gegangen. Manche Gruppen (z.B. Punks) fand man klasse oder auch cool, auch wenn man nicht direkt Teil einer war. Es bestand auch die Unterscheidung von ‚Linken‘ und ‚Rechten‘. Ein Vereinsleben war zwar vorhanden, aber es bestand kein Interesse, später spielte Sport (Fußball) eine Rolle. Man wollte seine eigenen Erfahrungen machen und hatte gar kein Interesse an „pädagogischer Dauerbetreuung“.

Ab dem Alter von 13/14 Jahren gab es eine deutlich stärkere Orientierung hin zur (nächstgelegenen) Stadt, so ist man auch gezielter in die Stadt gegangen, weil man dort etwas besorgen wollte oder zu tun hatte, hat sich aber dort vor allem mehr mit Gleichgesinnten getroffen, vor allem auch in abgelegeneren oder nicht gut einsehbaren Parks oder ähnlichem. Man war zu jung für Cafés, hatte zu wenig Geld und machte auch Dinge, die nicht unbedingt schon erlaubt waren, z.B. Zigaretten rauchen oder Alkohol trinken. So fanden sich keine Treffpunkte auf dem Marktplatz oder anderen frequentierten, öffentlichen Plätzen, wo man u.U. gesehen werden konnte. Man hat sich auch bei Freunden oder zuhause getroffen, eng zusammen gesessen im eigenem Zimmer oder den der Freunde oder den Partykeller genutzt – immer ohne Erwachsene, die entweder nicht zuhause waren, sich nicht gekümmert oder einen in Ruhe gelassen haben.

„Angsträume“

Bezüglich des Sicherheitsgefühls gab es Unterschiede: Während sich beispielsweise im Westen in der Bauernschaft sehr sicher gefühlt wurde und gar keine Angst vorhanden war, gestaltete sich das im Dorf im Osten anders, so trug die Betreffende im Jugendalter präventiv keine Schuhe mit Absätzen, um im Falle von Angriffen von Skinheads schnell wegrennen zu können.

Bis zum Alter von 15/16 Jahren hatte man vor allem vor ‚stressigen Gruppen‘ ziemlichen Respekt bis Angst. Diese Gruppen setzten sich meist aus älteren (als man selbst), männlichen Jugendlichen zusammen, die gerne die Konfrontation gesucht und sich häufig auch gelangweilt haben. Sie zeichnete eine andere Art von Performance männlicher Körperlichkeit aus, pflegten eine andere Form der körperlichen Auseinandersetzung und hatten ein anderes Ideal von Männlichkeit, das deutlich erkennbar an ihrem Habitus war. Häufig waren sie auch alkoholisiert, z.B. ‚Rechte‘, Fußballfans, deutsch-russische Jugendliche, Hauptschüler. So war man sich als Jüngere durchaus über die eigene ‚Opfer-Ausstrahlung‘ bewusst, darüber, dass man in manchen Situationen für diese Gruppen das ‚gefundene Fressen‘ war, dann eigentlich kaum

eine Chance hatte, zumal sie, gefühlt, immer in der Mehrheit waren. Deswegen bestand auch Angst an bestimmten Plätzen, z.B. schlecht beleuchteten Unterführungen oder Fahrten mit dem ÖPNV zu bestimmten Zeiten, da man meist wusste, wo die bedrohlich Wirkenden sich aufhielten und zu welchen Zeiten. Man versuchte ihnen, soweit es ging aus dem Weg zu gehen und hatte Angst davor einem von ihnen, vor allem alleine, zu begegnen.

In der **zweiten Runde** wurde den Fragen nachgegangen: Wo wohne ich heute und warum? Was spricht mich an meiner Umgebung (meinem Quartier?) mehr und was wenig an? Was finde ich schön? - Was nutze ich, was nicht? - Was macht mir Angst? - Was fehlt mir?

Es stellte sich heraus, dass verglichen mit den Quartieren, in denen das Aufwachsen stattfand, heute alle anders leben:

- a) aktuell städtischer, wobei Stadtteile auch etwas abgelegener vom Stadtzentrum liegen können. Die Quartiere werden geschätzt unter anderem, weil sie heterogen bewohnt werden, die Mieten vergleichsweise niedrig sind und alles Wichtige in der Nähe ist, wie bspw. Einkaufsmöglichkeiten. In einem Fall spielt auch eine Rolle, dass die Menschen sich kennen und teilweise engagiert sind.
- b) aus pragmatischen Gründen, z.B. die Wohnung war schnell zu kriegen, es wurde kein allzu großer Wert auf eine bestimmte Art von Quartier gelegt, da die derzeitige Stadt nur eine befristete Übergangsstation ist. Angst besteht keine, nur der Wasserpfeifen-Geruch eines Nachbarn sowie die hohe Mietfluktuation aufgrund einer Airbnb-Wohnung nervt.
- c) bewusste Entscheidung für eine Wohnung, weil sie sehr innenstadtnah liegt und die Infrastruktur (Einkaufsmöglichkeiten etc.) so problemlos genutzt werden können, derzeit ein perfekter Wohnort, langfristig jedoch nicht, für die Zukunft wäre eine größere Stadt mit interessanterem Quartier ansprechender.
- d) Innenstadtnahe Lage wird geschätzt, Einkaufsmöglichkeiten sind direkt vor Ort und es geht anonym zu als auf dem Land, wo es ein ungeschriebenes Gesetz war, jeden grüßen zu müssen.

Im gemeinsamen Austausch fiel vor allem auf, dass man sich anfangs (implizit) als eine eher homogene Gruppe verstand und dies bei näherer Betrachtung nicht vollständig bestätigt werden konnte, da alle doch recht unterschiedlich groß geworden sind und die Vorstellungen eines „guten Quartiers“ teilweise divergieren. Engagement im und für das Quartier und wie sich das Zusammenleben im Quartier gestaltet, spielt für die Mehrheit keine Rolle, lediglich ein*e Teilnehmer*in berichtete, dass es demnächst ein Art Gemeinschaftszentrum bei ihr im Quartier geben wird, für das sie sich gerne engagieren möchte.

Festgestellt wurde zudem, dass der Lebensabschnitt (z.B. alleinlebend, Übergangssituation oder mit Kinder(n), in Familie lebend, mit Perspektive, längerfristige Planung) die Auffassung eines guten Quartiers beeinflusst, was auch die Motivation des Engagements beeinflussen kann, so gestaltet sich beispielsweise mit Kindern der Kontakt zu anderen Eltern und Menschen einfacher, weiträumiger und der Quartierbezug wird/ist stärker.

Zudem wurde festgehalten, dass in keinem der derzeitigen Quartiere, wo gewohnt wird, Angst oder Angsträume bestehen, auch wenn gewusst wird, dass sich in angrenzenden Parks

Obdachlose aufhalten oder Drogen verkauft werden. Die aktuellen Quartiere sind sehr heterogen und haben bis auf eines keine eigene „Quartiersidentität“ in dem Sinne. Bei einigen war es keine bewusste Entscheidung für eine Wohngegend, da keine konkrete Vorstellung vorhanden war, aber es gab durchaus Kriterien: Mieten sind vergleichsweise niedrig, Ruhe und Abstand oder gerade Nähe zur Arbeit, alles Wichtige in der Nähe (Einkaufsmöglichkeiten, Bistro, Restaurants etc.) sowie Parks für Erholungen.

Die **weiteren Fragen**: Was wäre für mich persönlich ein gutes Quartier? Was ist ein gutes Quartier? Wodurch müsste es sich auszeichnen? wurde von allen gemeinsam besprochen und zu Papier gebracht. Um mit dem kleinsten gemeinsamen Nenner und wichtigsten Punkt anzufangen: das Quartier sollte aus sicheren Gebäuden bestehen, d.h. die Bausubstanz in Ordnung und nicht lebensgefährlich sein, somit also keine Gefahr für Leib und Leben der Menschen darstellen. Weitere Punkte, die genannt wurden, waren:

- Mischung von modernisiertem Altbau/Neubau – von Eigentum und Miete
- Verschiedene Baustile
- Unterschiedlich große Wohnungen für verschiedene Bedarfe
- vorhandene Infrastruktur: Nahrungsmittel, Verkehrs-/Transportmittel (Freiheit), kulturell (mehr Kneipen, Restaurants als Kino oder gar Theater)
- gastronomische Angebote
- eingebettete Einkaufsmöglichkeiten, fußläufig
- Kita und Grundschulen vor Ort
- Eher heterogene als homogene Bevölkerung
- Für vulnerable Gruppen offen, geeignet
- Grünflächen, offene Flächen, fußläufig

Während der Diskussion über ein „gutes“ Quartier wurde schnell deutlich, dass die Verständigung darüber nicht so einfach ist, wie vorab vermutlich von einigen angenommen wurde. Beispielsweise ist die Frage nach dem Baustil der Häuser zunächst divergent ausgefallen (nicht jede*r von uns braucht zwingend verschiedene Baustile).

Abschließend wurde gefragt, wie diese Erkenntnisse fortlaufend im Forschungsprozess (mit)reflektiert, genutzt und produktiv für den Forschungsprozess gemacht werden können. Einige Punkte seien abschließend im Nachfolgenden (siehe u.a. auch Breuer et al. 2014) aufgeführt:

- als Quelle zur Ideengenerierung
- als potentielle Kontrast- oder Vergleichsfolie
- zum Nachdenken über Kontraste
- beim Nachdenken über das was jeweils nicht benannt wurde
- bei Ausdifferenzierung von Konzepten
- zur Anreicherung der (theoretischen) Konzepte und ihrer Dimensionalisierung
- zur Sondierung eigener Sensibilitäten, Empfindlichkeiten, Non-/Fokussierungen, die den eigenen Forscher*innen-Blick prägen (fokussieren, tunneln, beschränken) können
- als potenzielle (Vergleichs-) Folie beim Lesen von Texten, Theorien, z.B. das Aufrufen

oder Gegenüberstellen von Aspekten durch das Herstellen von Eigenbezügen, u.U. auch Erfahrungen aus dem Feld

- als potenzielle (Vergleichs-) Folie beim Führen von Gesprächen, z.B. das Aufrufen von Aspekten durch das offene Herstellen von Eigenbezügen
- zur Generierung/Gestaltung einer Atmosphäre, eines "persönlich-vertrauensvollen offenen Gesprächs".

Auswertungen

Die ersten Sichtungen und Auswertungen beginnen bereits mit den ersten Beobachtungen und Erkundungen, u.a. im reflexiven Austausch und dem ersten fest gehaltenen Material in Form von Notizen, Stichpunkten, Skizzen und Protokollen. Sie umfassen die Gestaltung des Zuganges zum Feld, den ersten Aufenthalt im Feld, die Wahrnehmungen, Interaktionen und Gespräche. So werden Feldnotizen/-skizzen gesichtet, in Teilen (lesbar) verschriftet und in kleinen Runden oder Forschungswerkstätten, in sogenannten Datensessions, sequenziell (mehrere Seiten) besprochen und interpretiert. Damit erfolgen frühzeitig erste Besprechungen, Überlegungen und Analysen im Forschungsteam. Die Arbeit ist davon gekennzeichnet, allmählich zu lernen, was im Feld situativ von Bedeutung ist, das reicht vom Kennenlernen der Selbststrukturierung und eigenen Logik des Feldes über die teilweise Übernahme der Logik des jeweils eigenen Feldes bis zur reflexiven Distanzierung davon. Ausgedehntere Analysephasen können durchaus während, zwischen und nach den Phasen des Wechsels zwischen Feld und Schreibtisch erfolgen.

So werden sowohl vorläufige Themen, Deutungen, Probleme und Fragen, die im Feld aus unterschiedlichen Perspektiven aufscheinen, als auch Strukturen und Muster im Blick auf das Ganze sowie die Fragestellung in Teambesprechungen und Forschungswerkstätten anhand des verschrifteten Materials erarbeitet und entwickelt. Zentrale Frage, der an dieser Stelle zu Beginn ganz im Sinne von Goffman gefolgt wird, ist: „Was geht hier eigentlich vor?“ Auch Fallanalysen oder/und Fallporträts können ausgearbeitet oder/und Interaktionsverläufe und Prozesse rekonstruiert werden. Ideen und Überlegungen können durchaus auch wieder ins Feld eingespeist und „überprüft“ werden.⁷ Eine weitere zentrale Frage, die durchaus analytisch zu einem späteren Zeitpunkt nochmal relevant wird, ist diejenige nach dem gemeinsamen Thema, den Schlüsselthemen.

Die analytische Auswertung kann auch (punktuell) hermeneutisch vorgenommen werden, im Sinne einer Verstehenspraxis von Sinn und Bedeutung und um weitere mögliche Lesarten und Interpretationen zu generieren. Es kann hier auch die Grounded Theory genutzt werden, um das Material zu sortieren und beispielsweise über das Codieren nach Begriffen zu suchen oder an Kategorien arbeiten⁸. So können durchaus verschiedene (und weitere) Verfahren kombiniert und auch eigene Vorgehensweisen entwickelt werden, wenn es der Struktur der eigenen

⁷ „Wie schon die Datenhebung folgt auch die Datenanalyse pragmatischen Gesichtspunkten“ (Breidenstein et al. 2013:111), denn die Methode der Datenanalyse hat einen bestimmten Zweck: „Wir analysieren nicht primär Daten, sondern soziale Phänomene: soziale Situationen, Praktiken, Welten. Unsere Daten sind daher Platzhalter dieser Phänomene. Es gibt keinen Grund, diesen Platzhalter in der ganzen Kontingenz seiner Entstehung und Auswahl zu sakralisieren“ (ebd.).

⁸ siehe im nachfolgenden den Beitrag von Kaan Atanisev

Daten gerecht wird. So ist beispielsweise die hermeneutische Herangehensweise und Haltung durch folgende Merkmale gekennzeichnet: Das Herangehen an die Texte ist gespeist von einem ‚wissen, dass man nichts weiß‘, dabei gilt auch hier das eigene Vorverständnis zu explizieren und kritisch zu hinterfragen und das Vorliegende möglichst nicht nur so zu verstehen, wie man es normalerweise verstehen würde. So lässt man sich beim Interpretieren Zeit und versucht immer wieder Abstand zu nehmen, achtsam auszulegen und sich gedanklich in die Perspektive anderer zu versetzen. Zentral ist es, vielfältige Deutungsmöglichkeiten zu fantasieren, zu variieren und zu bedenken, dass alles immer auch anders sein könnte, d.h. die Wirklichkeit und ihre Deutungen als Möglichkeit aufzufassen. Auch hier geht es meist um Typenbildungen, in jedem Fall darum, das Besondere und das Allgemeine des Falles herauszuarbeiten und von den Teilen auf das Ganze und vom Ganzen auf die Teile zu schließen. Die vertiefende Analyse kurzer Sequenzen hilft zudem dabei, den Kontext von ganz bestimmten Handlungen nachzuvollziehen. Dabei enthält jede skizzierte Situation mehrere Verweise auf verschiedene Kontexte, die sie rahmen. Goffman definiert Kontext als „unmittelbar vorhandene Ereignisse, die mit einer Rahmenauffassung verträglich sind und mit anderen unverträglich“ (Goffman 1996:472).

Dieser erste Erhebungs- und Auswertungsprozess ist die Grundlage für die zweite Erhebungsphase in 2020 in der die acht Quartiere erneut aufgesucht werden. Damit können nochmal vertiefend und zielführend bisher gewonnene Kenntnisse überprüft und tiefergehend analysiert oder auch einer empirischen Sättigung zugeführt werden. Auch wird erst in einem zweiten Schritt und in/mit den Daten auf mögliche Formen von Kriminalität oder Vulnerabilität und Resilienz geschaut und dieser Schwerpunkte ausgearbeitet.

Demzufolge werden auch Konzepte von Migration/Segregation, Quartier/Stadt oder Sicherheit in erster Linie fundiert aus dem unterschiedlichen empirischen Datenkorpus herausgearbeitet. Für das Konzept von Vulnerabilität heißt dies beispielsweise, dass es – ganz nach dem Verständnis der zugrunde gelegten Methoden – im Hinblick auf die zu-/eingewanderten Bewohner*innen im jeweiligen Stadtraum und Quartier aus empirischer Perspektive entwickelt wird.

Anhang

(Selbst)Reflexionen im Forschungsprozess:

- a) der Themenwahl, Themenzuschnitt, Fokussierung von Problemaspekten: Welche Rolle spielen Forscherperson, Wissenschaftler*innen-Gemeinschaft, Betroffene, diverse Öffentlichkeiten bei der Wahl und bei der Fokussierung des Themas?
- b) Methodenwahl und –zuschnitt: Welches Ausmaß an Prästrukturierung, Fixierung des Erkenntniswegs wird mir von wem nahegelegt – und welches wähle ich? Welche Nähe zum Gegenstand kann/will ich ertragen?
- c) Positionieren und Agieren im Feld, Interaktionen mit den Feldmitgliedern
- d) Jeder Kontakt mit dem Untersuchungsobjekt (Beobachtung, Gespräch etc.) ist eine Intervention. Es gibt Reaktionen der Beteiligten bzw. des Feldes auf "Fremdlinge", die lesbar, interpretierbar sind. Was wird mir von wem "gezeigt", was "verheimlicht"?

- e) Auf welchem Weg komme ich ins Feld? Wie verändert sich das im Laufe des Kontakts mit dem Feld?
- f) Dokumentation: Was halte ich (schriftlich, medial) fest von meinen Vorgehensweisen, meinen Konzeptualisierungen und Umkonzeptualisierungen, von meinen Wahrnehmungen der Ereignisse und Facetten des Feldes – und was nicht? Offizielle und inoffizielle Phänomene, objektseitige und subjektseitige Phänomene.
- g) Auswertung und Interpretation – Konzeptualisierungs-Entscheidungen: Was finde ich berichtenswert, liegt mir am Herzen? Was kann ich (nicht) verstehen? Was passt (nicht) zu meinen Präkonzepten oder dem erarbeiteten Schlussbild? Wie groß ist meine Ausdauer des Ringens um eine Phänomen-Strukturgebung, mein Vertrauen auf eigene Strukturierung vs. mein Anlehnen an wissenschaftlich-autoritative Vorgaben (Begriffe, Konstrukte, Theorien)? Wie gestalte ich den Dialog und die Rückkopplung der Interpretationen mit den Feldmitgliedern?
- h) Darstellung, Präsentation: Welche Beschreibungs-Ebenen und Perspektiven, welche Stimmen lasse ich im Text zur Sprache kommen? An welche Teil-/Öffentlichkeiten wende ich mich? Womit kann ich welche Rezipient*innen gewinnen, beeindrucken, verschrecken?
- i) Welche Wirkungen will ich mit meinen Texten bei wem erzielen?

Literaturverzeichnis

- Bereswill, M. (2003): Die Subjektivität von Forscherinnen und Forschern als methodologische Herausforderung. Ein Vergleich zwischen interaktionstheoretischen und psychoanalytischen Zugängen. In: Sozialer Sinn 4(3), S. 511-532.
- Bourdieu, P. (1996): Die Praxis der reflexiven Soziologie. In: Bourdieu, P. / Wacquant, L. (Hrsg.): Reflexive Anthropologie. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S.251-294.
- Bourdieu, P. (1997): „Die männliche Herrschaft“. In: Dölling I./Krais B. (Hrsg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis, Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 153–217.
- Bourdieu, P. (1991): Physischer, sozialer und angeeigneter Raum. In: Wentz, M. (1991): Stadträume. Frankfurt am Main: Campus. 25–34
- Bourdieu, P./Wacquant, L.J.D. (1996): Reflexive Anthropologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Breuer, F./Muckel, P./Dieris, B. (2019 [2009]): Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung für die Forschungspraxis, 4. aktualisierte Auflage. Wiesbaden: Springer VS.
- Breuer, F. (2003). Subjekthaftigkeit der sozial-/wissenschaftlichen Erkenntnistätigkeit und ihre Reflexion: Epistemologische Fenster, methodische Umsetzungen [44 Absätze]. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 4(2), Art. 25, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0302258>. Revised 6/2008
- Breuer, F. (1999): Probleme human- und sozialwissenschaftlicher Erkenntnismethoden: Viel Verwirrung – einige Vorschläge. In Groeben, N. (Hrsg.), Zur Programmatik einer sozialwissenschaftlichen Psychologie; Bd. I: Metatheoretische Perspektiven; 2. Halbbd.:

- Theoriehistorie, Praxisrelevanz, Interdisziplinarität, Methodenintegration (S.192-309).
Münster: Aschendorff.
- Breidenstein, G. / Hirschauer, S. / Kalthoff, H. / Nieswand, B. (2013): Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung. Konstanz, München: UVK / Lucius.
- Devereux, G. (1988): Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Dellwing, M./ Prus, R. (2012): Einführung in die interaktionistische Ethnografie. Soziologie im Außendienst. Wiesbaden: Springer VS.
- Equit, C. / Hohage, C. (Hrsg. / 2016): Handbuch Grounded Theory. Von der Methodologie zur Forschungspraxis. Weinheim und Basel: Beltz Juventa
- Foucault, M. (1983 [1977]): Der Wille zum Wissen (Sexualität und Wahrheit 1), Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (2001 [1973]): „Die Macht und die Norm“. In: Ders.: Short Cuts, Frankfurt/Main: Zweitausendeins, S. 39–55.
- Fuchs, M./Berg, E. (1993): Phänomenologie der Differenz. Reflexionsstufen ethnographischer Repräsentation. In Eberhard Berg & Martin Fuchs (Hrsg.), Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation (S.11-108). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Glaser, B. G./Strauss, A. L. (2010): Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. Bern: Verlag Hans Huber.
- Geertz, Clifford (1990): Die künstlichen Wilden. Der Anthropologe als Schriftsteller. München u.a.: Hanser.
- Garfinkel, H. (1967): Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs: Prentice Hall.
- Garfinkel; H. (2006/1948): Seeing Sociologically. The Routine Grounds of Social Action. Boulder/Colorado: Paradigm.
- Goffman, E. (2001): Interaktion und Geschlecht. Frankfurt/Main/New York: Campus
- Goffman; E. (1963): Stigma. London: Penguin.
- Goffman, E. (1994 [1977]): „Das Arrangement der Geschlechter“. In: Ders., Interaktion und Geschlecht (hrsg. u. eingeleitet v. Hubert A. Knoblauch), Frankfurt/Main/New York: Campus, S. 105–158.
- Hirschauer, S. (1999): Die Praxis der Fremdheit und die Minimierung von Anwesenheit.Eine Fahrstuhlfahrt.In: Soziale Welt 50, S. 221-246
- Hirschauer, S. / Amann, K. (1997): Die Befremdung der eigenen Kultur. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hitzler, R. (1999): Welten erkunden. Soziologie als (eine Art) Ethnologie der eigenen Gesellschaft. In: Soziale Welt 50/4, S. 473-482
- Hitzler, R. / Reichertz, J. / Schroer, N. (Hrsg. / 1999): Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte zur Theorie der Interpretation. Konstanz: Universitätsverlag
- Honer, A. (1993): Lebensweltliche Ethnographie. Wiesbaden: DUV

- Kalthoff, H. / Hirschauer, S. / Lindemann, G. (Hrsg. / 2008): Theoretische Empirie. Die Relevanz qualitativer Forschung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Knoblauch, H. (Hrsg. / 1996): Kommunikative Lebenswelten. Zur Ethnographie einer geschwätzigen Gesellschaft. Konstanz: UVK.
- Löw, M. (1997): „Die Konstituierung sozialer Räume im Geschlechterverhältnis.“ In: Differenz und Integration. Die Zukunft moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 28. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Dresden 1996, Frankfurt/Main/New York: Campus, S. 451–463.
- Löw, M. (2001): Raumsoziologie, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Mannheim, K. (1969): Wissenssoziologie. In Karl Mannheim, Ideologie und Utopie (S.227-267). Frankfurt a.M.: Klostermann.
- Nadig, M. (1987): Die verborgene Kultur der Frauen. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Ploder, A. / Stadlbauer, J. (2014): Gewichtungen im Forschungsprozess. Unveröffentlichtes Manuskript, Universität Graz, zitiert aus Reichertz (2005).
- Reichert, J. (2015): Die Bedeutung der Subjektivität in der Forschung [52 Absätze]. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 16(3), Art. 33, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1503339> (letzter Zugriff. 20.02.2020).
- Schetsche, Michael / Schmied-Knittel, Ina (Hrsg. / 2018): Heterodoxie. Konzepte, Traditionen, Figuren der Abweichung. Köln: Halem
- Strauss A./Corbin, J. (1996): Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Strübing, J. (2008): Pragmatistisch-interaktionistische Wissenssoziologie. In: Schützeichel, R. (Hrsg.): Handbuch Wissenssoziologie. Konstanz: Universitätsverlag. S. 127-138
- vom Lehn, D. (2018) : Ethnomethodologische Videoanalyse. In: Moritz, C./Corsten, M. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Videoanalyse. Wiesbaden: Springer VS. S. 183-196.
- Wolff, S. (2016): Wie passt die Konversationsanalyse zur Organisationspädagogik? In: Göhlich, M./Weber, S.M./Schröer, A./Schemmann, M. (Hrsg.): Organisation und Methode. Beiträge der Kommission Organisationspädagogik. Wiesbaden: Springer-VS, S. 9-25.

Weiterführende Literatur

- Durkheim, E. (1976 [1895]): Regeln der soziologischen Methode. Neuwied: Luchterhand.
- Goffman, E. (1972): Asyle. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (zuerst 1961).
- Heritage, J./Clayman, S. (2010): Talk in Action: Interactions, Identities, and Institutions. Chichester: Wiley-Blackwell.
- Hitzler, R. /Reichert, J. / Schröer, N. (Hrsg./1999): Hermeneutische Wissenssoziologie. Konstanz: UVK.

- Keller, R. / Knoblauch, H. / Reichertz, J. (Hrsg. /2013): Kommunikativer Konstruktivismus. Wiesbaden: VS.
- Rawls, A. W. (2002): Editor's Introduction. In Ethnomethodology's Program: Working Out Durkheim's Aphorism, H. Garfinkel, 1–100, Boulder, Colorado: Paradigm Publishers.
- Rawls, A. W. 2006. Respecifying the Study of Social Order - Garfinkel's Transition from Theoretical Conceptualization to Practices in Details. In Seeing Sociologically, H. Garfinkel, 1–97, Bolder, Colorado: Paradigm Publishers.
- Sacks, H. (1992): Lectures on Conversation. Oxford: Blackwell Publishing.
- Schütz, A. (2010): Zur Methodologie der Sozialwissenschaften. Hrsg. Eberle, T. S. / Dreher, J. / Sebald, G.. Konstanz: UVK .
- Schütz, A., Luckmann, T. (2003): Strukturen der Lebenswelt. München et al.: UTB.
- Simmel, G. (1968): Exkurs über die Soziologie der Sinne. Berlin: Duncker & Humblot, S. 483–493.

Methodisches Vorgehen der qualitativen Untersuchung. Epistemologische und methodologische Konzeption der Grounded Theory

Kaan Atanisev

Erkenntnisinteresse qualitativer Sozialforschung

Unter dem Oberbegriff der qualitativen Sozialforschung lässt sich eine Vielzahl unterschiedlicher Ansätze zusammenfassen, die nicht nur methodisch, sondern auch methodologisch sowie wissenschaftstheoretisch teilweise sehr unterschiedlich ausgerichtet sind (vgl. Strübing 2013: 1). Gemein ist diesen Ansätzen in der Regel eine kritische Abgrenzung von quantifizierenden Methoden (vgl. Hollstein/Ullrich 2003: 29 ff.). In Anbetracht der enormen Ausdifferenzierung qualitativer Methoden kann man zu Recht die Frage stellen, ob es *die* qualitative Sozialforschung überhaupt gibt. Neben der Außenabgrenzung weist die qualitative Sozialforschung durchaus einige gemeinsame Grundprinzipien auf, nämlich das Bemühen um die Erforschung sozialer Prozesse. Ziel ist keine Momentaufnahme – wie sie bspw. in quantifizierender Forschung mit Surveys erzielt wird –, sondern nachzuvollziehen, wie Dinge geschehen, wie Interaktionen, Rituale, Integrationsprozesse, politische Entscheidungen oder technische Erfindungen konstituiert werden und ablaufen (vgl. Strübing 2013: 23). Spezieller geht es um die Rekonstruktion sozialer Wirklichkeit. Empirische Studien – gleich ob quantitativ oder qualitativ – zielen häufig auf die Deskription sozialer Zustände oder Situationen, wie z.B. Wahlumfragen oder ethnographische Milieustudien. Sozialwissenschaftlich Forschende müssen darüber hinaus auch soziales Handeln der klassischen Definition von Max Weber folgend deutend verstehen und „dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären“ (Weber 1985/1922: 1). Das hat zur Folge, dass subjektive Sinngebung und Deutung aus der Forschung nicht ausgeklammert werden dürfen. Dieses Ziel gewinnt in modernen Gesellschaften zusätzlich an Signifikanz, da aufgrund einer zunehmenden „Diversifikation und Pluralisierung der Lebenslagen und Deutungsmuster [...]“ (Flick 2002: 12) und infolge des sozialen Wandels sowie der neuen Vielfalt sozialer Milieus und Lebenskontexte die Zusammenhänge des sozialen Lebens komplexer werden. Dies gilt insbesondere in den pluralistischen Untersuchungskontexten des Forschungsprojektes migsst. Es bedarf daher eines interpretativ induktiven Verfahrens, weil die klassisch-deduktive Methodologie mit ihren a priori Hypothesen diesen Wandel zunehmend weniger erfassen können. Während mit quantitativen Studien also versucht wird, die Konstruktionen und Interpretationen der Erforschten herauszunehmen, um einen „objektiven“, unverfälschten Zugang zum Verhalten der Probanden zu bekommen, gilt es mit Hilfe qualitativer Verfahren, eben jenen subjektiven Sinn zu rekonstruieren (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2010: 27).

Hinter einer rekonstruktiven, theoriegenerierenden Forschungslogik steckt folglich auch eine bestimmte sozialtheoretische Annahme, nämlich dass soziale Wirklichkeit nicht außerhalb des Handelns der Gesellschaftsmitglieder existiert, sondern im Sinne des symbolischen Interaktionismus stets im Rahmen kommunikativer Interaktionen hergestellt wird. Das bedeutet nicht, dass damit die Existenz einer physischen „Welt da draußen“ abgelehnt wird, sondern lediglich, dass unsere Realität in ständiger Auseinandersetzung mit physischen und sozialen Elementen

entsteht, deren Bedeutung über Symbole (Gesten, Sprachhandlungen, Rituale usw.) in Interaktionen vermittelt werden. Harold Garfinkel spricht in diesem Zusammenhang von Vollzugswirklichkeit und meint damit, dass es außerhalb einer sozialen Interaktion keine Wirklichkeit gibt (vgl. Kruse 2014: 29). Ein anderer Vollzug hat folglich eine andere Wirklichkeit zur Folge. Dahinter steckt die Idee der Kontingenz sozialer Prozesse. Soziale Wirklichkeit ist nicht etwas Statisches, sondern das Resultat ständiger Kommunikations- und Interpretationsprozesse. Gerade weil menschliches Handeln nicht determiniert ist, existiert grundsätzlich eine Vielzahl an Handlungsmöglichkeiten, für die sich ein Individuum entscheiden kann. Deshalb besteht die Aufgabe empirischer Sozialforschung darin, zu rekonstruieren, wie und warum die Handelnden im untersuchten Feld so und nicht anders gehandelt haben (vgl. Strübing 2013: 23 f.).

Infolge dieser Forschungslogik gibt es keine Methoden als neutrale Werkzeuge der Sozialforschenden. Vielmehr besteht ein fundamental wichtiges Verhältnis von Theorie und Methode, welches z.B. schon damit beginnt, dass nicht erst im Laufe eines empirischen Projektes die Entscheidung getroffen wird, ob kriminelle Personen als von Strukturen in ihrem Handeln determiniert betrachtet werden oder ob umgekehrt davon ausgegangen wird, dass Handeln und Interaktionen soziale Strukturen erzeugen (vgl. ebd.: 32). Ebenso ist die Auswahl dessen, was beobachtet, insbesondere die Art, wie das Beobachtete in Begriffe gefasst wird, maßgeblich geprägt durch das theoretische Vorwissen der Forschenden. Es lässt sich also gar nicht ausklammern und muss im Forschungsprozess stets mitreflektiert werden. Das bedeutet jedoch nicht, dass Theorien im Sinne deduktiver Verfahren herangezogen werden, um Hypothesen zu überprüfen. Vielmehr soll die auf den Forschungsgegenstand bezogene Theorie aus der Interpretation und Analyse des Materials in kritisch-reflexiver Auseinandersetzung mit dem theoretischen Vorwissen erwachsen.

Die Auseinandersetzung mit den erkenntnistheoretischen Hintergründen der qualitativen Sozialforschung hat an dieser Stelle den Zweck, die dezidierten Leistungen qualitativer Forschung für das Forschungsprojekt hervorzuheben und eine klare methodologische Grundlage zu erarbeiten. Denn wenn dies nicht von Anfang an geschieht, kann das zu einem „Durcheinander von ‚qualitativem Material‘, paraphrasierendem Nachvollzug und quantifizierender Interpretation“ (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2010: 18) führen. Qualitative Studien, mit denen bspw. nur versucht wird, den Nachweis einer Korrelation zwischen bestimmten Merkmalen zu erbringen oder lediglich bestimmte Hypothesen zu überprüfen, verschenken die Möglichkeiten rekonstruktiver, theoriegenerierender Forschung. Genau diese Potenziale möchte der Forschungsverbund in migsst nutzen: Im Forschungsprojekt geht es um die Herstellung von Sicherheit in migrantisch geprägten Quartieren, an denen die Bewohnenden, zivilgesellschaftliche Organisationen, aber auch Behörden auf Kommunal-, Landes- und Bundesebene beteiligt sind. Dementsprechend gilt es, den Handlungs- und Orientierungsraum der Beteiligten aus ihrer Perspektive zu rekonstruieren, um eine explorativ- datenverankerte Theoretisierung quartiersbezogener Sicherheit anzustreben. Ganz im Sinne rekonstruktiver Forschung wird Sicherheit in all ihrer Komplexität nicht als Wissen verstanden, dass man einfach abfragen, sammeln und dokumentieren kann, weil es sich hierbei nicht ausschließlich um direkt abfragbares,

d.h. unmittelbar reflexives, bewusst verfügbares Wissen handelt.⁹ Eine weitere Schwierigkeit ergibt sich daraus, dass der Sinn einer Handlung nicht immer eine individuelle, sondern oft eine soziale/kollektive Angelegenheit ist, wodurch im Handeln einer Person mehr als nur die eigene Absicht oder Persönlichkeit zum Ausdruck kommt. Es spricht quasi ein sozialer Sinn durch die Handelnden hindurch und offenbart bspw. die Zugehörigkeit zu einem sozialen Milieu, zu einem Geschlecht, zu einem bestimmten kulturellen Kreis usw. (vgl. ebd.: 32). Interaktionen sind demnach stets auch ein Ausdruck impliziter, in der Regel vorbewusster milieu- oder generationsspezifischer Werteorientierungen und kultureller Deutungsmuster, die es in der rekonstruktiven Analyse im Kontext des Forschungsprojektes zu erhellen gilt. Die Untersuchungsquartiere stehen nicht still; es werden permanent mitten im vermeintlich Bekannten neue Milieus, Lebensstile, Praktiken und Sicherheitsvorstellungen produziert. Hypothesentestende deduktiv-nomologische Forschungsansätze können hier nur bedingt neue Erkenntnisse bringen. Eine Möglichkeit, wie mit systematischer Einbeziehung empirischer Daten neue Erkenntnisse gewonnen werden können, stellt der Forschungsstil der Grounded Theory dar.

Forschungsstil der Grounded Theory

Die hier vorgestellte Grounded Theory (im Folgenden mit GT abgekürzt) basiert überwiegend auf der pragmatistisch inspirierten Weiterentwicklung nach Anselm Strauss und Juliet Corbin (1996). Die Anfänge der GT selbst liegen bei Barney Glaser und Anselm Strauss, die 1967 ihr erstes Werk „*The Discovery of Grounded Theory*“ in den USA veröffentlichten. Danach entfernten sich die beiden Protagonisten bei der Entwicklung der GT zunehmend voneinander, so dass am Ende zwei Ausrichtungen entstanden. Dabei ist die Variante von Strauss die weitverbreitetere und anerkanntere, da sie wissenschafts- und methodentheoretisch als wesentlich konsistenter aufgefasst wird (vgl. Przyborski 2011: 193, Strübing 2014: 4).

Der Umgang mit der GT benötigt keine speziellen Datentypen, Forschungsrichtungen oder theoretischen Interessen, da sie in dieser Hinsicht keine spezifische Methode oder Technik ist (vgl. Strauss 1994: 29 f.). Strauss versteht sie vielmehr als Forschungsstil, mit dessen Hilfe qualitative Daten untersucht und signifikante Merkmale entdeckt werden können. Gleichzeitig soll die GT die bestehende Distanz zwischen Theorie und empirischer Forschung überbrücken. Dabei wandten sich Glaser und Strauss bewusst von logisch-deduktiven-Theorien ab. Ihrer Meinung nach stellt die bloße Verbesserung von Prüfungsmethoden keine Lösung dar, vielmehr sollten Forschende an eine zentrale Aufgabe erinnert werden: das Erstellen von Theorien wäre, so Glaser und Strauss, dem bloßen Überprüfen von Hypothesen vorzuziehen (vgl. Lamnek 2005: 101).

Die GT steht in einer Theorietradition mit dem Pragmatismus und dem symbolischen Interaktionismus. Die Verbindung zum Pragmatismus ist an zwei zentralen Elementen erkennbar, welche die Gründung der GT geleitet haben: erstens am Entdecken von grundlegenden Prozessen, die einen Wandel bewirken (vgl. Hildenbrand 2008: 32), und zweitens am Verhältnis zum Determinismus. Letzteres impliziert, dass nach der GT die Existenz von strukturellen

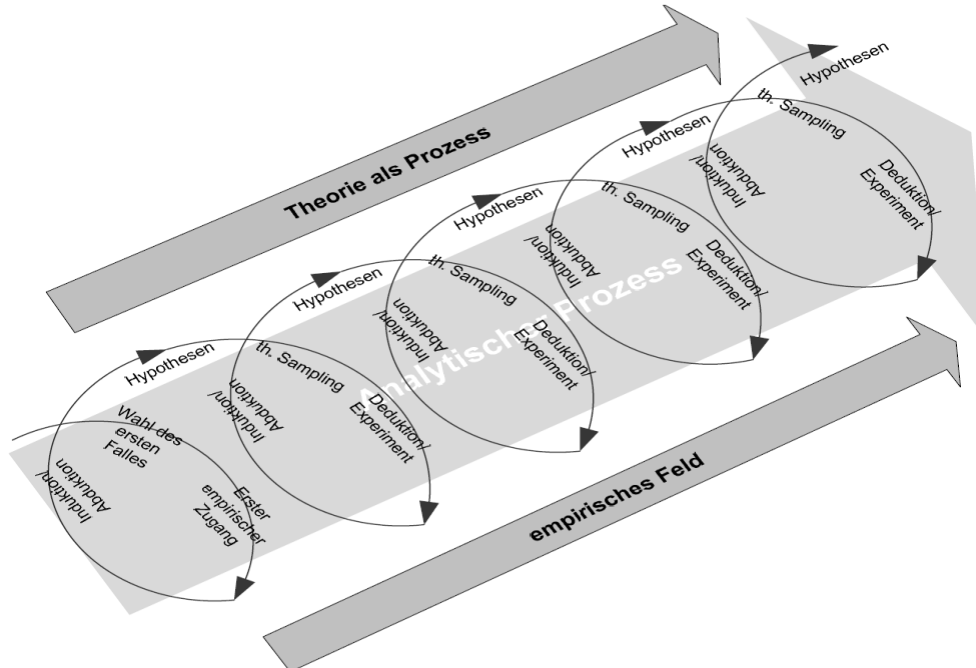
⁹ Standardisierte Verfahren versuchen, diesem Sachverhalt durch Testkonstruktion Rechnung zu tragen, indem sie nicht nach dem Handeln fragen, sondern solches Handeln provozieren, um es zu messen (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2010: 18).

Bedingungen eines Handelns zwar anerkannt werden, jedoch sind die Handelnden diesen Bedingungen nicht vollkommen ausgeliefert, da sie durchaus Wahlmöglichkeiten wahrnehmen können (vgl. ebd.: 32 f.). Nach Hildebrand können daraus die vier Grundbegriffe Interaktion, Zeitlichkeit, Prozesshaftigkeit und Strukturiertheit abgeleitet werden, die wiederum auf den Pragmatismus zurückzuführen sind (vgl. ebd.: 33).

Theoretische Grundprinzipien und methodische Umsetzung

Das von Glaser und Strauss entwickelte Verfahren der GT beschäftigt sich nicht mit der Prüfung bestimmter Hypothesen oder Theorien, sondern damit, diese erst im Verlauf der Forschung zu entwickeln und empirisch zu sichern (vgl. Kromrey 2006: 549). Wie bereits angedeutet, unterscheidet sich die GT maßgebend von anderen Forschungsprozessen der empirischen Sozialforschung, weil die einzelnen Forschungsschritte nicht hintereinander abgearbeitet werden, sondern stattdessen meist parallel verlaufen. Datenerhebung, Analyse und die Bildung von Theorien laufen bei der GT nicht strikt hintereinander ab, was auch damit zusammenhängt, dass keiner der Prozesse jemals abgeschlossen wird. Diese für das Verfahren der GT charakteristische „zeitliche Parallelität und die wechselseitige funktionale Abhängigkeit der Prozesse von Datenerhebung, -analyse und Theoriebildung“ (Strübing 2014: 11) führt dazu, dass der Forschungsprozess prinzipiell keinen festen Endpunkt hat. Daraus ergibt sich, dass die forschende Person fortwährend und parallel Daten erhebt, analysiert und dabei theoretische Rückschlüsse zieht, die wiederum Erhebungen oder Analysen neuen oder alten Materials anschieben (siehe *Abbildung 1*).

Abbildung 1: Iterativ-zyklische Forschungslogik der GT



Quelle: Strübing 2013, S. 128

Demnach begründen sich die Auswahlkriterien und die Erhebungszeitpunkte neuer Daten erst durch den laufenden Forschungsprozess selbst. Dieses Vorgehen wird von Glaser und Strauss

als *Theoretical Sampling* bezeichnet (vgl. Glaser/Strauss 2010: 53). Je weiter der Forschungsprozess voranschreitet, desto genauer und spezifischer können die Auswahlkriterien für das zu erhebende Material festgelegt werden. Besonders in der Phase des selektiven Kodierens werden die Lücken in der Theorie nach Möglichkeit geschlossen und gleichzeitig überprüft, wann eine theoretische Sättigung erreicht ist. Mit der theoretischen Sättigung „ist der Punkt im Verlauf der Analyse gemeint, an dem zusätzliches Material und weitere Auswertungen keine neuen Eigenschaften der Kategorie mehr erbringen und auch zu keiner relevanten Verfeinerung des Wissens um diese Kategorie mehr beiträgt“ (Strübing 2014: 32). Die theoretische Sättigung ist dabei eng mit der Methode des theoretischen Samplings verknüpft: Erst wenn durch das Sampling keine neuen Erkenntnisse mehr gewonnen werden können, ist eine theoretische Sättigung erreicht. Darin liegt auch die besondere Stärke der GT. Der Zyklus aus Datengenese, Analyse, Anpassung der Methoden und Rückkehr ins Feld ermöglicht es, die entwickelten Konzepte und Theorien kontinuierlich zu überprüfen und anzupassen.

Kodieren

Die GT beinhaltet ein aus mehreren Schritten bestehendes Auswertungsverfahren, welches als Kodieren bezeichnet wird. Die wesentliche Idee hinter dem Kodieren besteht im ständigen Vergleichen von empirischen Daten (vgl. Strübing 2014: 14 f.). Das kontinuierliche Vergleichen der Daten stellt dabei den Ursprung von gegenstandsbezogenen Konzepten dar, denn anders als andere Forschungsmethoden wird hier nicht erst ein theoretischer Rahmen entworfen und anschließend die Analyse durchgeführt. Der theoretische Rahmen wird vielmehr während des Forschungsprozesses entwickelt, was bedeutet, dass die theoretischen Begriffe während des Kodiervorgangs noch nicht existent sind und somit Kodieren als ein Prozess der Entwicklung von Konzepten in Auseinandersetzung mit dem empirischen Material verstanden werden kann (vgl. ebd.: 16). Dabei wird nicht auf das Kodieren zu Gunsten der Analyse verzichtet, da es besonders für die Systematisierung und die Kontrolle über die Theorieentwicklung geeignet ist. Die Kodierung sollte auf der Grundlage von theoretischen Konzepten und Kategorien geschehen (vgl. ebd.).

Strauss hat die Vorstellung des ständigen Vergleichens später zu einem dreistufigen Kodierprozess¹⁰ ausgeweitet. Auch diese drei Stufen sind weder voneinander abzugrenzen, noch müssen sie strikt hintereinander ablaufen (vgl. Rosenthal 2014: 225). Das Ziel dieses Kodierungsprozesses ist es, durch die zugrundeliegenden Daten sowie die Verbindungen zwischen den entdeckten Kategorien eine Theorie zu konstruieren (vgl. ebd.). Die drei Kodierarten nach Strauss nennen sich offenes, axiales und selektives Kodieren:

- Das *offene Kodieren* dient dem Aufbrechen der Daten, indem versucht wird, bestimmte Phänomene und ihre Eigenschaften herauszufiltern.
- Mit dem *axialen Kodieren* soll ein Konzept entworfen werden, welches hilft, die entdeckten Phänomene in Zusammenhang zu bringen. Es ist meist sinnvoll, wenn dabei ein oder zwei theoretische Konzepte entstehen.

¹⁰ Glaser unterscheidet dagegen nur die zwei Kodierschritte des offenen und des theoretischen Kodierens (vgl. Glaser 1978: 55 ff.).

- Das *selektive Kodieren* zielt darauf ab, die bis dato entwickelten theoretischen Konzepte in Bezug zu den entdeckten Kernkategorien zu setzen.

Das offene Kodieren

Einen ersten Zugang zu den Daten erhält man über das offene Kodieren. Dabei werden die Daten uneingeschränkt und sehr genau kodiert, d. h. in kleine Sinnabschnitte unterteilt. Dies kann sowohl Zeile für Zeile als auch Wort für Wort geschehen (vgl. Strauss 1994: 57 f.). In einem späteren Verlauf können auch größere Absätze kodiert werden. In diesem Prozess sollen die Daten erst einmal aufgebrochen und dabei untersucht, verglichen, konzeptualisiert sowie kategorisiert werden (vgl. Strauss/Corbin 1996: 43). Die „Heuristik des Vergleichens“ (Strübing 2014: 19) kann an dieser Stelle besonders hilfreich sein, um alle Details eines Phänomens herauszufiltern und diese dann in die theoretische Kategorie mit einfließen zu lassen, d.h. sie zu dimensionalisieren. Eine Dimension beschreiben Strauss und Corbin als „Anordnung von Eigenschaften auf einem Kontinuum“ (1996: 43) und den Prozess des Dimensionalisierens dementsprechend als „Prozess des Aufbrechens einer Eigenschaft in ihre Dimensionen“ (ebd.: 43). Es ist von Bedeutung, diese spezifischen Eigenschaften und Dimensionen eines Phänomens herauszufiltern, denn sie bilden die Grundlage für das spätere In-Beziehung-Setzen der Kategorien und dem Bilden von Hauptkategorien (vgl. ebd.: 51). Aber auch Unterschiede können so aufgedeckt werden und zu theorielevanten Abgrenzungen innerhalb einer Kategorie führen. Sie können quasi zu Subkategorien werden (vgl. Strübing 2014: 17).

Nach Corbin und Strauss wird mit Hilfe der entdeckten und kategorisierten Phänomene anschließend die Theorie erstellt. Die wichtigsten Elemente dafür sind:

- *Konzepte*: Konzeptuelle Benennung von bestimmten Ereignissen, die anderen Phänomenen zugeordnet werden können.
- *Kategorien*: Eine Einteilung von Konzepten, um bestimmte Konzepte, die sich augenscheinlich auf ein ähnliches Phänomen beziehen, miteinander zu vergleichen. Es handelt sich also um eine Ansammlung von Konzepten, die unter einer Kategorie zusammengelegt wurden.
- *Eigenschaften*: Die bestimmten Eigenschaften oder Charakterzüge, die eine Kategorie prägen.
- *Dimensionen*: Das Anordnen der Eigenschaften auf einem Kontinuum.

Konzepte bilden demnach die Basis für eine Theorie und können mittels des offenen Kodierens entdeckt und mit Rücksichtnahme auf ihre Eigenschaften und Dimensionen sichtbar gemacht werden. Durch die richtigen Fragen an die Daten sowie durch das Herausarbeiten von Gemeinsamkeiten und Unterschieden können ähnliche Phänomene und Ereignisse dann zu Konzepten zusammengefasst werden (vgl. ebd. 55).

Für einen erfolgreichen Kodiervorgang und um simples Beschreiben oder Paraphrasieren beim Kodieren zu vermeiden, bietet es sich an, bspw. folgende generative Fragen zu stellen (vgl. Böhm 2008: 477):

- Was? Worum geht es hier? Welches Phänomen wird angesprochen?

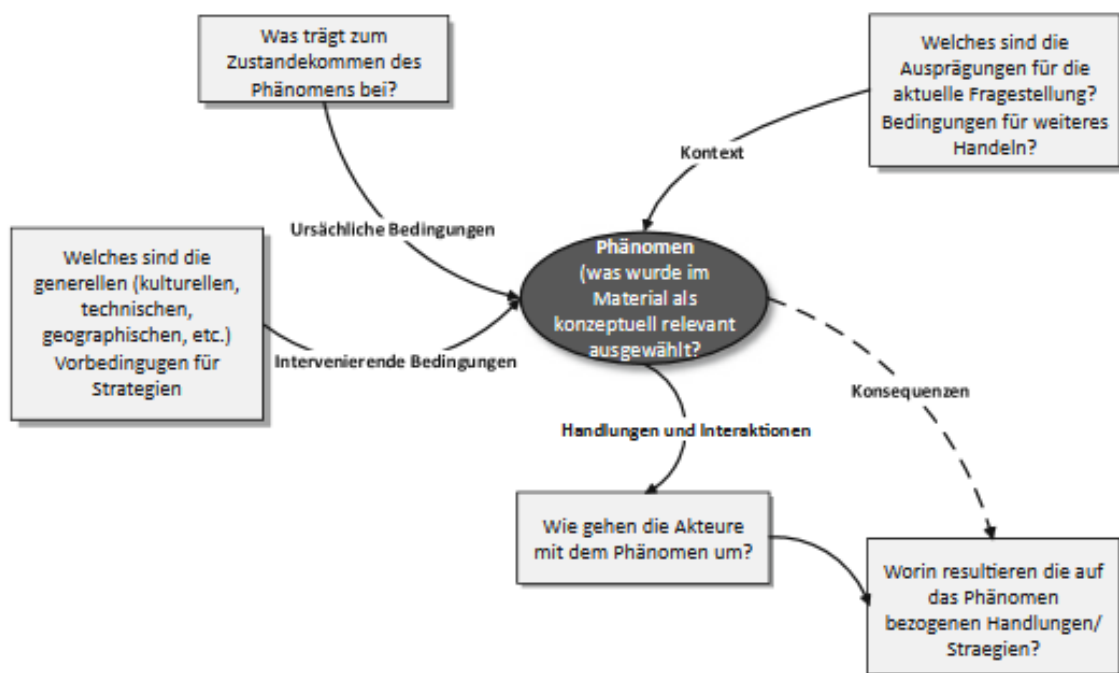
- Wer? Welche Personen, Akteure sind beteiligt? Welche Rollen spielen sie dabei? Wie interagieren sie?
- Wie? Welche Aspekte des Phänomens werden angesprochen (oder nicht angesprochen)?

Dabei ist es durchaus legitim, sich des eigenen Wissens über den Forschungsbereich sowie des Hintergrundwissens über den Kontext des zu untersuchenden Abschnittes zu bedienen. Das Resultat des Vorgangs kann ein Interpretationstext sein, der Gedanken zur Untersuchung und Fragen zum weiteren Vorgehen festhält (vgl. ebd.: 478).

Das axiale Kodieren

Während es beim offenen Kodieren zunächst darum geht, einen groben Zugang zu den Daten zu bekommen und erste Konzepte und Kategorien herauszuarbeiten, zielt das axiale Kodieren darauf ab, mögliche Zusammenhänge zwischen unterschiedlichen Kategorien aufzudecken (vgl. Strübing 2014: 17). Es geht also um eine Verfeinerung und Differenzierung schon erarbeiteter Konzepte (vgl. Böhm 2008: 478) und die Reduktion der Datenmenge (vgl. Rosenthal 2011: 226). In Anbetracht der Tatsache, dass jede Kategorie bestimmte Eigenschaften und Dimensionen aufweist, werden diese zur Grundlage der Weiterentwicklung einer Kategorie. Hier ist es hilfreich, vertiefende Fragen zu stellen (vgl. Corbin 2011: 73 f.). Dabei kann das sog. Kodierparadigma (siehe *Abbildung 2*) hilfreich sein. Bei diesem Verfahren soll „um die Achse“ einer Kategorie oder eines Konzepts herum kodiert werden. Zu beachten ist dabei, dass es sich hier noch nicht um die Beantwortung der Forschungsfrage handelt, sondern lediglich um das Aufzeigen der Entstehung sowie der Folgen eines spezifischen Ereignisses (vgl. Strübing 2014: 24 f.).

Abbildung 2: Das Kodierparadigma nach Strauss



Quelle: Strübing 2014: 25

Mit dem Kodierparadigma verbindet man Subkategorien mit einer Kategorie durch eine Reihe von Beziehungen, die auf ursächliche Bedingungen, das Phänomen, den Kontext, intervenierende Bedingungen, Handlungs- und interaktionale Strategien sowie Konsequenzen verweisen (vgl. Strauss/Corbin 1996: 78). Dadurch können die empirischen Daten sortiert und miteinander in Beziehung gesetzt werden.

Während des axialen Kodierens werden nicht alle entdeckten Phänomene untersucht, sondern meist nur jene, die sehr wahrscheinlich für die Forschungsfrage von Bedeutung sind. Das führt dazu, dass im Verlauf dieses Vorgangs einige noch ungenaue Hypothesen aufgestellt werden. Diese werden dann im weiteren Verlauf der Analyse überprüft (vgl. Strübing 2014: 18). Die Hypothesen, die sich als nützlich erweisen, sind sogenannte Schlüsselkategorien (vgl. Böhm 2008: 482), auf die im weiteren Forschungsverlauf ein Fokus gelegt wird (vgl. Strauss 1994: 63).

Das selektive Kodieren

Mit dem Verfahren des selektiven Kodierens soll systematisch und konzentriert nach den Schlüsselkategorien kodiert werden. Selektiv zu kodieren bedeutet folglich, sich auf jene Kategorien zu konzentrieren, die in einem signifikanten Kontext zu den Schlüsselkategorien stehen (vgl. ebd.: 63). Strübing beschreibt diesen Arbeitsschritt folgendermaßen: „Steht die Kategorie X in einem Verhältnis zur angenommenen Schlüsselkategorie A und, wenn ja, in was für einem Verhältnis?“ (2014: 18). Bei diesem Schritt werden die bisherigen Kodierungen überarbeitet und nach ihrer Sinnhaftigkeit untersucht. Es geht dabei jedoch nicht um eine Korrektur von falsch zu richtig, sondern lediglich um eine neue Ausrichtung der analytischen Perspektive. Nach Abschluss des selektiven Kodierens sollte das Produkt der Analyse eine höhere Dichte aufweisen, als nach dem axialen Kodieren (vgl. ebd. 18 f.). Während des selektiven Kodierens ist es schließlich angeraten, Ausschau nach einer Kernkategorie zu halten, die gewissermaßen nach dem „Hauptanliegen oder -problem der Leute im Untersuchungsfeld“ (Brüsemeyer 2008: 171) fragt und dem Verhältnis der Schlüsselkategorien zueinander einen Sinn verleiht.

Kennzeichnend für die GT und maßgeblicher Teil des Forschungsprozesses ist zudem das Schreiben von Memos (vgl. Glaser/Strauss 2010: 121). Es ist Teil der grundlegenden Forschungslogik der GT, da Ideenentwicklung, Strukturierung, Reflexion sowie Theoriebildung den gesamten Forschungsprozess begleiten und schriftlich festgehalten werden. Damit soll nicht nur eine große zeitliche Distanz zwischen Erhebung und Auswertung, sondern auch zwischen Auswertung und Niederschrift reduziert werden. Üblicherweise geht im Forschungsprozess – insbesondere bei größeren Forschungsgruppen – viel an theoretischem Wissen verloren, das zu einem frühen Zeitpunkt zwar vorhanden war, aber später während der Verschriftlichung wieder aufs Neue erarbeitet werden muss, weil es eben nicht von Anfang an schriftlich festgehalten wurde. Memos stehen damit im Kontrast zu der aus anderen methodischen Traditionen stammenden Gewohnheit des Schreibens von Berichten am Ende der Projekte als

eine Form fortlaufender Ergebnissicherung. In den Memos wird daher der Forschungsprozess einerseits begleitet und reflektiert, andererseits dokumentiert sich in ihnen der Prozess der Theoriegenerierung, auf den es in der qualitativen Sozialforschung wesentlich ankommt.

Fazit

Das Ziel im Forschungsprojekt migsst ist es, Konzepte von Migration, Segregation und Sicherheit fundiert aus dem empirischen Material zu gewinnen und eine gegenstandsbezogene Theorie über das Zusammenleben in sozial vielfältigen Quartieren zu generieren. Um sich dem anzunähern, gilt es die ebenso vielfältigen Handlungsstrategien und Deutungsmuster der involvierten Akteurinnen und Akteure in den Untersuchungsquartieren mit Hilfe rekonstruktiver Forschung wie der GT zu ergründen. Nur so lassen sich Phänomene wie Nachbarschaft, Zuwanderung, Konflikte im urbanen Raum, die vielfältigen Transformationsprozessen ausgesetzt sind, adäquat erfassen, um im nächsten Schritt mögliche Handlungsbedarfe zu identifizieren.

Literaturverzeichnis

- Böhm, Andreas (2008): Theoretisches Codieren. Textanalyse in der GT. In: Flick et al. (Hrsg.) Qualitative Forschung. Ein Handbuch, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Brüsemeister, Thomas (2008): Qualitative Forschung. Ein Überblick. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Corbin, Juliet (2011): Grounded Theory. In: Ralf Bohnsack et al. (Hrsg.): Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung, Opladen/Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich.
- Flick, Uwe (2002): Qualitative Forschung – eine Einführung. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Glaser, Barney G. (1978): Theoretical Sensitivity: Advances in the Methodology of Grounded Theory. Mill Valley, CA: Sociology Press.
- Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L. (2010): Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. Bern: Verlag Hans Huber.
- Hildenbrand, Bruno (2008): Anselm Strauss. In: Flick et al. (Hrsg.) Qualitative Forschung. Ein Handbuch, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Hollstein, Betina/ Ullrich, Carsten G. (2003): Einheit trotz Vielfalt? Zum konstitutiven Kern qualitativer Sozialforschung. In: Soziologie 32 (4), S. 29-43.
- Kromrey, Helmut (2006): Empirische Sozialforschung. Modelle und Methoden der standardisierten Datenerhebung und Datenauswertung. Hamburg: Lucius & Lucius.
- Kruse, Jan (2014): Qualitative Interviewforschung. Ein integrativer Ansatz. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

- Lamnek, Siegfried (2005): Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch. Weinheim/Basel: Beltz Verlag.
- Przyborski, Aglaja/ Wohlrab-Sahr, Monika (2010): Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. München: Oldenbourg Verlag.
- Rosenthal, Gabriele (2014): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Strauss, Anselm (1994): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Strauss, Anselm/Corbin, Juliet (1990): Basics of Qualitative Research. Grounded Theory Procedures and Techniques. Newbury Park/Calif: Sage Publications.
- Strauss Anselm/Corbin, Juliet (1996): Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Strübing, Jörg (2013): Qualitative Sozialforschung. Eine komprimierte Einführung für Studierende. München: Oldenbourg Verlag.
- Strübing, Jörg (2014): Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung eines pragmatistischen Forschungsstils. Wiesbaden: Springer VS.
- Weber, Max (1985/1922): Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriss der verstehenden Soziologie. Tübingen: Mohr.

Qualitative Interviews

Dorthe Flothmann

In unserem Forschungsprojekt ist die Gewinnung qualitativer Daten und deren anschließender Auswertung ein zentraler Bestandteil der Arbeit, schließlich tauchen wir in neue Lebenswelten ein, die sukzessiv erschlossen werden müssen. Dies geschieht neben Feldbeobachtungen und -begehungen ebenso mit Interviews. Da an dem Themenkomplex von (Un-)Ordnung, (Un-) Sicherheit und Migration in Städten eine hohe Diversität an involvierten Akteur*innen vorzufinden ist, bildet die Gewinnung eben jener Beteiligten als Interviewpartner*innen mit ihren spezifischen Einblicken in die Quartiere und deren Arbeit eine wichtige Grundlage der qualitativen Arbeit.

Die potenziellen Interviewpartner*innen aus dem Bereich der Stadtplanung, sozialen Arbeit, Bildungsarbeit, Polizei, des Kommunalen Ordnungsdienstes und anderen Organisationen bzw. Institutionen stellen die Expert*innen dar, ebenso wie die Anwohnenden der Quartiere selbst, schließlich erleben sie die Quartiere tagtäglich, sind Teil dessen und wissen, wie sie „funktionieren“. Sie können dementsprechend als ‚Experten/Expertinnen ihrer eigenen Lebenswelt‘ (Lettau/Breuer, o.J.:5) bezeichnet werden und stellen eine „wertvolle Erkenntnisressource sozialwissenschaftlicher Forschung“ (ebd.) dar. Sie können demnach viel über unsere Quartiere berichten und verfügen über implizites Wissen, das heißt, es ist ihnen nicht direkt bewusst ist, wieviel sie tatsächlich wissen. Dieses Wissen kann zu Teilen im Gespräch explizierbar gemacht werden. Das Interesse an der Expertise der „klassischen“ Expert*innen und der Anwohnenden ist eines von der Forschungsthematik abgeleitetes und stellt eine von mehreren Datenquellen dar (Meuser/Nagel, 1989:6).

Die Definition eines Experten/einer Expertin im klassischen Sinne kann unterschiedlich ausfallen. Es gibt zwar nicht *den/die eine*n Expert*in*, jedoch kann festgehalten werden, dass diese im Besitz forschungsrelevanten Wissens sind, das „[...] nicht jedermann in dem interessierenden Handlungsfeld zugänglich ist, wodurch von einem ‚Wissensvorsprung‘ die Rede ist“ (Meuser/Nagel, 2009:466). Bei den Interviewpartner*innen handelt es sich oftmals um Personen, die innerhalb ihrer Organisation nicht auf der höchsten Ebene arbeiten, sondern in der „[...] [zweiten] und [dritten] Ebene, weil hier in der Regel Entscheidungen vorbereitet und durchgesetzt werden“ (Meuser/Nagel, 1989: 4) und dementsprechend „das detaillierteste Wissen über interne Strukturen und Ereignisse vorhanden ist“ (ebd.). Nichtsdestotrotz sind auch Expert*innen, die auf oberen Ebenen angesiedelt sind, von Interesse für das Forschungsprojekt. Als Beispiel können hier auf politischer Ebene Bezirksbürgermeister*innen oder im Bereich Bildung Schulleiter*innen genannt werden. Anhand der Vielzahl an Funktionsträgern ergibt sich ein Gesamtbild, mit dessen Hilfe verschiedene Perspektiven erhalten werden können: Die beispielhaft genannten Expert*innen oberer Ebene nehmen unter anderem die Rolle des/der Repräsentant*innen ein und haben oftmals einen Überblick über die Gesamtstrukturen der Organisationen oder Institutionen oder besitzen „explizites ‚Kontextwissen‘“ (Meuser/Nagel,

2009:470, zit. n. Wassermann, 2015:16). Sie können damit auch eine „externe Beobachterperspektive“ (ebd.) einnehmen. Expert*innen der zweiten und dritten Ebene, „[...] die selbst Teil des Handlungsfeldes sind“ (Meuser/Nagel, 1989:3), verfügen indes über „implizites ‚Betriebswissen‘“ (ebd.), das heißt, es kann die Meinung „[zum] eigenen Handeln und dessen institutionellen Maximen und Regeln“ (ebd.:479, ebd.) eingeholt werden. Dadurch kann insofern ein detaillierter Eindruck der Untersuchungsquartiere erlangt werden, als dass diese internen Strukturen oder Aussagen zur intrainstitutionellen Zusammenarbeit mit anderen Akteur*innen einen Rückschluss darauf geben können, weshalb die für das Quartier relevanten Dynamiken im Bezug auf die Zusammenarbeit verschiedener Akteure hilfreich, bzw. ausbaufähig sind. Zusätzlich werden die durch die klassischen Expert*innen gesammelten Informationen, Einschätzungen, Überlegungen und Sichtweisen dadurch unterfüttert, dass Gespräche mit den Anwohnenden geführt werden und ihre Perspektiven mit in das Gesamtbild der Quartiere einfließen und ggf. kontrastiert werden. Auch im Hinblick darauf, dass viele der im *migsst*-Projekt befragten klassischen Expert*innen nicht in den Untersuchungsquartieren vor Ort ansässig sind, ist es so wichtig, ebenfalls mit den Anwohnenden zu sprechen. Diese erleben den Alltag des Quartiers, wissen, was zu unterschiedlichen Tageszeiten im Quartier geschieht und können unter Umständen besser einschätzen, wie sich das Quartier in den letzten Jahren verändert hat und wie dies auf die Menschen gewirkt hat.

Für einen tiefergehenden Eindruck des Forschungsfeldes bietet sich die Form des qualitativen Interviews im Übrigen auch deshalb an, weil die Expert*innen mit einem vergleichsweise geringen Aufwand „[...] einen guten Zugang zu Wissensbereichen eröffnen“ (Helfferrich, 2014:561). Das spezifische berufliche Wissen, das beispielsweise mithilfe einer langjährigen Ausbildung und dank eines hohen Maßes an Berufserfahrung erlangt wird, stellt hier somit eine Perspektive dar und kann nicht mit vermeintlich „objektivem, faktischem“ Wissen gleichgesetzt werden, denn „auch in Experteninterviews [können] subjektive Deutungen gefunden werden“ (Helfferrich, 2014:570).

Der Zugang zu den Interviewpartner*innen

Um potenzielle Interviewpartner*innen zu gewinnen, ist es hilfreich, auf erste bisher geknüpfte Kontakte zurückzugreifen und zunächst diese zu befragen. Das schafft zum einen weiteres Vertrauen in das Forschungsprojekt, zum anderen erleichtert es den Zugang zu weiteren Expert*innen. Dank sogenannter ‚Gatekeeper‘ (z.B. Taylor & Bogdan 1998: 30; Becker 1970, zit. n. Thomas, 2018: 41) kann das Ansprechen und Gewinnen von weiteren Expert*innen deutlich erleichtert werden. Hierzu zählen insbesondere Expert*innen der obersten Ebene, mit denen im Rahmen unseres Forschungsprojektes der erste Kontakt aufgenommen wurde und die als Hilfe zur Kontaktaufnahme nächster Interviewpartner*innen fungieren können. Vereinfacht wird die Interviewanfrage zusätzlich durch ein offizielles Schreiben (das auch per Mail erfolgen kann), in welchem der Zweck des Interviews erläutert wird und die Institution ersichtlich ist (vgl. Girtler 2001: 100 ff., zit. n. Thomas, 2018: 41).

Da das Forschungsprojekt *migsst* ein sensibles Thema behandelt, besteht seitens der angefragten Expert*innen teilweise der Wunsch, den Leitfaden vorab zu erhalten. Dies ist keine

Seltenheit, worauf auch in der Fachliteratur hingewiesen wird (vgl. bspw. Helfferich, 2014:572). Um das Interview auch nach vorherigem Erhalt des Leitfadens in entspannter Atmosphäre durchführen zu können und ohne den Interviewpartner*innen den Eindruck zu vermitteln, sie müssten sich akribisch auf den Termin vorbereiten, kann eine kürzere Version des Interviewleitfadens erstellt und zugesandt werden. Schließlich geht es nicht nur um Informationen, sondern auch um Einschätzungen, Deutungen und Wahrnehmungen, welche ohne eine solche Vorbereitung in einer Gesprächsatmosphäre besser aufgerufen, das heißt besser erzählt werden können. Den Wunsch zu achten, den Leitfaden vorab zu erhalten, ist neben einer angenehmen Gesprächs- und Arbeitsatmosphäre auch insofern wichtig, als dass dies zum Aufbau des Vertrauens beiträgt.

Der Zugang zu den Anwohnenden als Expert*innen mit ihrem spezifischen Wissen kann und sollte anders gestaltet werden. Der klassische Weg der Kontaktaufnahme anhand einer Mail kann nicht erfolgen, da im gewöhnlichen Fall keine Adressen vorliegen, sodass diese entweder direkt auf der Straße oder in Einrichtungen vor Ort oder bei Treffen im Quartier angesprochen werden müssen. Diese spontanen, direkten Anfrage können als erfolgsversprechend gelten, da sich die Anwohnenden neben erster Skepsis auch freuen, ihre Gedanken und Eindrücke zum Quartier äußern zu können und als Expert*in des eigenen Lebensraums gehört zu werden und es sich ohnehin nicht um ein Interview, sondern vielmehr um einen Austausch über das Quartier handelt. Im Anschluss daran ist es hilfreich, Notizen zu fertigen oder eine Memo aufzunehmen, in welcher die wichtigsten Aussagen und Eindrücke genannt werden.

Relevanz und Aufbau des Interviewleitfadens

In Vorbereitung auf Interviews und auch auf Gespräche im Feld ist die Erarbeitung eines Leitfadens aus mehreren Gründen hilfreich: Zum einen kann hierdurch noch einmal vorab geschärft werden, was in dem Interview schwerpunktmäßig thematisiert werden soll. Hierdurch kann die Gefahr minimiert werden, „dass das Gespräch sich in Themen verliert, die nichts zur Sache tun“ (Meuser/Nagel, 1989:8). Zum anderen kommt es den Forschenden sowie den Interviewten insofern entgegen, als dass das Interesse sowie die Expertise fokussiert und die Themen im Rahmen des Interviews beschränkt werden. „Die in die Entwicklung eines Leitfadens eingehende Arbeit schließt aus, daß sich der Forscher als inkompetenter Gesprächspartner darstellt. So wird verhindert, daß der Experte es früher oder später bereut, in das Gespräch eingewilligt zu haben“ (ebd.). Generell ist die Verfolgung des Prinzips ‚So offen wie möglich, so strukturierend wie nötig‘ (Helfferich, 2014:560) hilfreich, um der angesprochenen Gefahr, auf für das Forschungsinteresse irrelevante Themen einzugehen, entgegenzuwirken. Nachteil dieser fokussierten Herangehensweise ist, bestimmte Themen, die möglicherweise relevant sind, aber nicht im Fokus stehen, zu verfehlen sowie der Schwerpunktsetzung und Logik der Interviewpartner*innen keinen Raum zu geben.

Weiterhin ist zu sagen, dass die Erstellung eines Leitfadens befördert, dass „sich die Forscherin mit den anzusprechenden Themen vertraut [macht], und dies bildet die Voraussetzung für eine ‚lockere‘, unbürokratische Führung des Interviews“ (Meuser/Nagel, 1989:9).

Der Interviewleitfaden für offene, teilstrukturierte Interviews kann in mehreren Schritten entwickelt werden. Da unser Projekt verschiedene Blicke auf die Aspekte (Un-)Ordnung, (Un-)Sicherheit, Vulnerabilität und Migration wirft, sind die Fragen hierzu verschiedenen Themenblöcken zugeordnet, wie mithilfe der mittellangen Version erkennbar ist:

Interviewfragen

Einleitung/Begrüßung

Würden Sie sich kurz persönlich vorstellen und Ihre Position beschreiben?
Wie lange arbeiten Sie hier schon?

Quartier/Soziale, kulturelle Heterogenität

Wie würden Sie das Zusammenleben im Quartier beschreiben?

Quartiersimage

Wie meinen Sie ist das Image des Quartiers bei den Anwohner*innen und anderen Stadtbewohner*innen?

Materielle Substanz/Städtebau

Wie würden Sie die Begebenheiten des Stadtteils beschreiben?
Wie finden Sie die Gestaltung des Stadtteils?

Geschichte

Was hat sich in den letzten 10, 20, 30 Jahren im Viertel verändert?
Welche Entwicklungen haben Ihrer Einschätzung/Ihres Wissens nach stattgefunden?
Was finden Sie auffällig: im Positiven? Im Negativen?

Problemwahrnehmung

Was gestaltet sich Ihrer Meinung nach gut im Quartier?
Was läuft Ihrer Ansicht nach nicht so gut?

Sicherheit

Wie schätzen Sie die Sicherheitslage in dem Quartier ein?
Konnten Sie diesbezüglich in den vergangenen Jahren Veränderungen feststellen?

Vulnerabilität/Viktimisierung

Denken Sie, dass man sich grundsätzlich frei im Quartier aufhalten und bewegen kann?
Gibt es Ablaufstellen, wenn mal was passiert?

Mediendarstellung

Wie wird in den Medien über das Quartier berichtet?

Kriminalprävention

Welche kriminalpräventiven Maßnahmen gab es bisher, bzw. gibt es im Quartier?
Wie schätzen Sie diese ein?

Städtebauliche Maßnahmen

Welche städtebaulichen Maßnahmen gab es bisher im Quartier?
Wie haben sich diese auf das Quartier ausgewirkt?

Vernetzung/Zukunft

Gibt es Herausforderungen für die Gemeinwesenarbeit im Quartier?
Falls ja, wie gehen Sie damit um?

Abschluss

Was würden Sie gerne verändern? Was würden Sie verbessern wollen?
Was bräuchte es dafür?
Gibt es etwas, das noch nicht angesprochen wurde und Ihnen noch wichtig ist?

Die Erstellung des Leitfadens kann prozesshaft erfolgen, indem zunächst eine rudimentäre Version des Leitfadens erstellt wird, die sukzessiv mit weiteren relevanten Fragen zum Forschungsthema bereichert wird, bis eine erste lange Version vorhanden ist. Die Zusammenstellung der Fragen ergibt sich oftmals aus vorheriger Literaturrecherche, mit welcher relevante Themen identifiziert werden können, zum anderen beispielsweise aus den Eindrücken erster Feldbegehungen.

Für eine bessere Handhabung während des Interviews ist die Herausarbeitung der relevantesten Themenschwerpunkte hilfreich, wodurch zusätzlich zur ersten akribisch ausgearbeiteten, langen Version entlang der Forschungsfragen noch eine mittellange und kurze Version des ersten Leitfadens vorhanden ist, in der statt Fragen Themenblöcke mit Stichwörtern zu lesen sind, die Hinweise auf die wichtigsten Themenfelder liefern.

Der Interviewleitfaden kann übergreifend verwendet werden, das heißt, hierbei werden keine spezifischen, auf eine Institution zugeschnittenen Fragen genannt.

Um den Einstieg in das Interview, nach der kurzen Vorstellung der Interviewenden und einigen einleitenden Worten zum Projekt entspannt zu gestalten, gibt es einleitende „(Erzähl-) Anforderungen“ (Helfferich, 2014:560). Diese zielen auf eine kurze persönliche Vorstellung und die Beschreibung der Position innerhalb der Institution/Organisation, in welcher der/die Interviewte tätig ist, ab. Hieraus ergeben sich oftmals erste Anknüpfungspunkte, auf die weiter eingegangen werden kann, wodurch der weitere Verlauf des Interviews nur bedingt steuerbar ist. Die nur bedingt interviewlenkenden Möglichkeiten untermauern zudem den Zweck von Themenblöcken, in denen die ausformulierten Fragen enthalten sind und auch wieder bei Bedarf zugeordnet werden können. Denn wenn während des Interviews die bisher angesprochenen Themen mit den möglicherweise noch ausstehenden Fragen abgeglichen werden, ist ein kurzer Blick auf die Themenblöcke hilfreich, um im Fluss des Interviews bleiben zu können. Eine bestimmte Reihenfolge des Leitfadens kann demnach oftmals nicht eingehalten werden, sodass ein gewisses Maß an Flexibilität hilfreich ist.

In Vorbereitung auf ein Interview können dem Leitfaden spezifische themen- und personenbezogenen Fragen angereichert werden. Ebenso besteht – ganz im Sinne der induktiven

qualitativen Forschung – die Möglichkeit, dass sich im Laufe der ersten geführten Interviews relevante Fragen ergeben, die noch in den bestehenden Leitfaden aufgenommen werden sollen.

Generell kann für die Erstellung eines Leitfadens noch ergänzt werden, dass dieser neben der bereits angesprochenen Übersichtlichkeit (wie beispielsweise in Themenbereichen) nicht zu viele Fragen beinhalten soll, der gesamte Leitfaden einer Struktur folgen sollte sowie die Fragen „in einer angemessenen Alltagssprache formuliert sein [sollen]“ und der Leitfaden die Funktion des Lenkens statt des Einschränkens einnehmen sollte (Niebert/Gropengießer, 2014: 126). Um Letzteres zu verdeutlichen, gilt die Auffassung, dass der Leitfaden als Mittel und Hilfe gesehen werden sollte und eben nicht als Selbstzweck (ebd.).

Die Interviewdurchführung

Die Kunst der Interviewdurchführung besteht aus mehreren Faktoren. Zum einen ist es bedeutsam, die bereits angesprochene Gefahr, auf irrelevante Themen sprechen zu kommen, die stark vom Forschungsthema abweichen, einzudämmen und behutsam zum interessierenden Forschungsthema zurückzulenken, sofern dies vonnöten ist. Zum anderen muss ein Gefühl dafür entwickelt werden, ob beziehungsweise wann Nachfragen zu tiefergehenden und möglicherweise sensiblen Fragen gestellt werden können und dürfen. So können Informationen über die Institution oder Organisation des Befragten im Hinblick auf mögliche erschwerende Arbeitsstrukturen nicht immer ohne Weiteres erlangt werden, oder aber Probleme, die den vorliegenden Forschungsgegenstand betreffen, wie beispielsweise die Bewohnerschaft der Quartiere. Während die einen Interviewten scheinbar unbefangen drauf los sprechen und der Anonymitätszusicherung der/des Forschers vertrauen, führt bei anderen wiederum ein Konglomerat an Ursachen dazu, dass diese bei gewissen Fragen mit der Formulierung der Antwort zögern. So kann beispielsweise eine allgemeine Skepsis oder Angst vor nicht erlaubter Informationsweitergabe seitens des Arbeitgebers oder aber auch die Sorge, ohnehin in öffentlichen Diskursen angesprochene Beschwerden zu reproduzieren und sich dementsprechend schützend vor den Forschungsgegenstand stellen zu wollen, Hintergrund für eine erschwerte Interviewsituation sein. Hier kann es hilfreich sein, vor Beginn des Interviews gemeinsam über die Anonymitätszusicherung zu sprechen, die selbstverständlich von dem/der Befragten unterschrieben werden sollte und auf Wunsch kopiert werden kann. Zum anderen kann der Ort des Interviews darüber mitentscheiden, ob sich der Befragte wohl oder unwohl fühlt. Bei der Form des klassischen Expert*innen-Interviews bietet sich der Arbeitsplatz in der Regel sehr gut an, wobei darauf Acht gegeben werden sollte, dass keine Kolleg*innen oder die/der Vorgesetzte im gleichen Raum sind.

Interviews mit Anwohnenden als ‚Experten/Expertinnen ihrer eigenen Lebenswelt‘ (Lettau/Breuer, o.J.:5), die der ethnographischen Forschung zugeordnet werden können, „[er-eignen] sich im Feld“ (Mey/Mruck, 2007:265), wobei sie natürlich nach einer spontanen Begegnung auf der Straße beispielsweise in ein Café verlagert werden können. Zum anderen ergeben sich aus Kontakten Verabredungen für ein Interview, das entweder in einer Einrichtung vor Ort oder auch am Wohnort stattfindet. Da das Setting zu einer angenehmen Atmosphäre beiträgt, sollte „[...] den Interviewten die Wahlmöglichkeit gegeben werden“ (ebd.).

Die Rollen sind während des Interviews zwar klar verteilt, da die interviewte Person die/der Expert*in ist und die/der Interviewende das Gespräch mit dem spezifischen Erkenntnisinteresse und den sich daraus ergebenden Fragen in eine gewisse Richtung lenkt, jedoch kann divergieren, inwiefern ‚auf gleicher Augenhöhe‘ oder mit einem „[hierarchischen] Gefälle zwischen Experten und Laien“ interagiert wird, was zusätzlich „mit anderen Hierarchie herstellenden Merkmalen wie Alter und Geschlecht, die jeweils mit impliziten Kompetenzzuschreibungen verbunden [ist].“ (Helfferich, 2011:165)

Die Ausführung des Interviews kann auch im Hinblick auf die unterschiedlich stark ausfallende Fokussierung auf den Leitfaden verschieden verlaufen. So kann der/die Interviewte zum Erzählen aufgefordert und thematisch geleitet werden. Hierbei bleibt die Beziehung zwischen interviewter und interviewender Person asymmetrisch und das Bewerten von Aussagen bleibt aus (Helfferich, 2011:43), was vermutlich der gängigen Auffassung der Rollenverteilung in einem ExpertInnen-Interview entspricht und als „*teilmonologisches, Leitfaden gestütztes Muster*“ (ebd., Hervorh. im Orig.) bezeichnet werden kann. In der Literatur werden „*informationssorientierte, stärker strukturierte Interviews*“ (ebd.:44., Hervorh. im Orig.) klassischerweise den Expert*innen-Interviews zugeordnet. Ein weiteres Kommunikations- und Interaktionsmuster ist das „*gemeinsam an etwas Arbeiten*“ (ebd.:43, Hervorh. im Orig.). Hierbei bringt der/die Interviewte das eigene Wissen stärker mit ein, sodass das Gespräch dialogisch ausfällt (ebd.:44). Zu erwähnen ist außerdem das „*offene Gespräch*“ (ebd., Hervorh. im Orig.), welches auf Reziprozität ausgelegt ist, sodass es einer Art „Plauderei“ ähnelt, wenngleich der/die Interviewer*in das Gespräch steuert (ebd.).

Insbesondere wenn eine gewisse Anzahl an Interviews geführt wurde, erfolgen diese trotz unterschiedlicher Interviewpartner*innen mit verschiedenen Funktionen einigermaßen routiniert. Dennoch besteht die Kunst immer darin, aktiv zuzuhören und Pausen, die sich beiderseits ergeben können, je nach spezifischer Situation auszuhalten oder zu nutzen.

‚Aktives‘ Zuhören zeichnet sich dadurch aus, die eigenen Gefühle, Deutungen oder Mitteilungsbedürfnisse, die in einem alltäglichen Gespräch schnell geäußert werden können, entweder zurückzustellen (Helfferich, 2011:91) oder in einem eher dialogischen Verfahren reflektiert, ‚nachdenklich‘ zu äußern und zur Sprache zu bringen. Hierdurch wird Raum geschaffen, die Äußerungen und Sichtweisen des Gegenübers nachvollziehen zu können, „ihm das Recht auf seine persönliche Sichtweise zuzugestehen und auf Bewertungen zu verzichten, auch problematische Äußerungen zu ertragen und Geduld und Zeit zu haben“ (ebd.). Zugleich ist es wichtig, diese eigenen Gefühle, Deutungen oder auch Mitteilungsbedürfnisse zu bemerken, sie zu reflektieren und im Nachgang festzuhalten, da sie äußerst erkenntnisgewinnend sein können

In einem oftmals fließenden Interview, das dadurch zustande kommt, dass der Interviewte aufgrund der Expertise viel erzählen und der/die Interviewer*in ein hohes Interesse am Forschungsthema hat und dementsprechend viele Informationen sammeln möchte, sind Pausen zunächst mal gewöhnungsbedürftig. Gerade Interviewende ertragen sie nur schwer, da „sie befürchten, nicht genügend forschungsrelevantes Material zusammentragen zu können“

(ebd.:94). Die Erzählperson kann selbstverständlich aufgrund des Nachdenkens bei der Formulierung der Antwort pausieren oder äußert hierdurch die „Ambivalenz bezogen auf das Weitersprechen“ (ebd.).

Wie viel Offenheit benötigt ein Interview?

Diese Frage intendiert die Verdeutlichung des Spagats, in welchem sich der/die Interviewer*in befinden kann. So sollte der Erzählperson viel Raum geboten werden, um über das Forschungsthema sprechen zu können und damit auch zu würdigen, dass diese sich die Zeit dazu nimmt. Abgesehen davon ist das Ziel eines qualitativen Interviews nun mal nicht das bloße Abfragen dessen, was der/die Interviewer*in ohnehin schon weiß oder die eigene Haltung lediglich bestätigt zu bekommen (Helfferich, 2014:562). Dementsprechend muss zwingend Offenheit gezeigt werden, die sich dadurch auszeichnet, dass Interviewte „den Raum haben, das zu sagen, was sie sagen möchten, dass sie z.B. das ansprechen können, was ihnen selbst wichtig ist, dass sie ihre eigenen Begriffe verwenden können“ (ebd.). Für die Interviewenden wiederum besteht die Offenheit darin, den eigenen „[...] Verstehenshorizont [nicht] als Maß alles Verstehbaren“ (ebd.) zu nehmen und sich auf den Interviewten insofern einzulassen, als dass mit der Sprache und den Gedanken mitgegangen werden kann. Dies kann beispielsweise erfolgen, indem „[...] die Wurzeln der qualitativen Sozialforschung in dem ethnographischen Fremdverstehen in Erinnerung [gerufen werden]“ (ebd.).

Der Anspruch auf dieses Maß an Offenheit gegenüber den Interviewten und ihrer Lebens-/Arbeitswelt ist jedoch nicht allumfassend erfüllbar.

Zudem erzeugen die Interviewenden den Text und das Gespräch auch mit der interviewten Person immer mit ihr bzw. gemeinsam, sodass dieses in seiner Offenheit beschränkt wird, schließlich können sie „ihren Einfluss nicht ins Nichts auflösen“ (ebd.). Außerdem ist das Gespräch zwischen Interviewtem und Interviewendem insofern gerahmt, als dass das Thema des Interviews immer vorab bei der Kontaktaufnahme genannt wird, wodurch die thematischen Möglichkeiten natürlicherweise beschränkt sind (ebd.). Wie schon im vorausgegangenen Abschnitt erwähnt, ist diese eingeschränkte Offenheit aber auch wichtig, da das Gespräch sich sonst in Themen verlieren kann, die für die Forschung irrelevant sein können. Um den Fokus des Interviews nicht zu verlieren, ist demnach eine begrenzte thematische Offenheit notwendig, dies gilt insbesondere beim Fokus auf inhaltliche Informationen, aber auch für Sichtweisen, Deutungen oder auch für die Rekonstruktion subjektiver Konzepte, Sinnstrukturen und Ähnlichem (ebd.).

Literaturverzeichnis

HELFFERICH, Cornelia (2014): „Leitfaden- und Experteninterviews“, in: BAUR, Nina / BLASIUS, Jörg (Hrsg.) (2014): *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*. Wiesbaden, S.559-574.

- LETTAU, Antje/ BREUER, Franz (o.J.): „Kurze Einführung in den qualitativ-sozialwissenschaftlichen Forschungsstil.“ Im Internet unter: <https://www.uni-muenster.de/imperia/md/content/psyifp/aebreuer/alfb.pdf>, Recherche am 03.02.2020.
- MEUSER, Michael / NAGEL, Ulrike (2009): „Das Experteninterview – konzeptionelle Grundlagen und methodische Anlage“, in: PICKEL et al. (Hrsg.) (2009): *Methoden der vergleichenden Politik- und Sozialwissenschaft. Neue Entwicklungen und Anwendungen*. Wiesbaden, S. 465-479.
- MEUSER, Michael / NAGEL, Ulrike (1989): Experteninterviews – vielfach erprobt, wenig beachtet: ein Beitrag zur qualitativen Methodendiskussion. Working Paper Nr. 6, Universität Bremen.
- MEY, Günter/ MRUCK, Katja (2007): Qualitative Interviews, in: NADERER, Gabriele/ BALZER, Eva (Hrsg.): *Qualitative Marktforschung in Theorie und Praxis: Grundlagen, Methoden und Anwendungen*. Wiesbaden, S.249-278.
- NIEBERT, Kai/ GROPENGEIßER, Harald (2014): Leitfadengestützte Interviews, in: KRÜGER, Dirk/ PARCHMANN, Ilka, SCHECKER, Horst (Hrsg.) (2014): *Methoden in der naturwissenschaftsdidaktischen Forschung*. Wiesbaden.
- WASSERMANN, Sandra (2015): Expertendilemma, in: WASSERMANN, Sandra / NIEDERBERGER, Marlen (Hrsg.): *Methoden der Experten- und Stakeholdereinbindung in der sozialwissenschaftlichen Forschung*. Wiesbaden, S.15-32.

Datenanfrage und -auswahl kleinräumiger polizeilicher Kriminalstatistiken

Fynn Kunkel

Ein zentraler Bestandteil des Forschungsprojekts „Migration und Sicherheit in der Stadt“ ist die Analyse der Sicherheitslagen in den ausgewählten vier Städten bzw. acht Quartieren. Neben qualitativen Zugängen zu Aspekten der Sicherheit sind die kleinräumigen Daten polizeilicher Kriminalstatistiken von Interesse um die Kriminalitätsbelastung im Hellfeld aufzeigen zu können. Um diese Datenabfragen vorzubereiten, wurde vor und zu Projektbeginn Kontakt zu den jeweiligen Polizeien in den Untersuchungsstädten aufgenommen und die Möglichkeit der Abfrage kleinräumiger Daten geklärt. Anschließend wurde eine ausführliche Tabelle in Zusammenarbeit mit den Forschenden erstellt, die alle interessierenden Delikte bzw. Deliktgruppen enthielt. Hierbei wurden vor allem solche aufgenommen, die öffentlichkeitswirksam sind bzw. medial entsprechend vermittelt werden und dadurch die (Un-)Sicherheitswahrnehmungen der Wohnbevölkerung beeinflussen können. Weiterhin waren quantitativ bedeutsame Delikte wie Diebstahl, Vermögens- und Fälschungsdelikte sowie u.a. Sachbeschädigung unter den sonstigen Straftatbeständen und Rauschgiftdelikten unter den strafrechtlichen Nebengesetzen von Interesse. In Anlehnung an die bundesweite polizeiliche Kriminalstatistik des Bundeskriminalamts wurden die entsprechenden Straftaten- und Summenschlüssel verwendet. Hierzu gehörten Straftaten gegen das Leben (000000), Straftaten gegen die sexuelle Selbstbestimmung (100000), Rohheitsdelikte und Straftaten gegen die persönliche Freiheit (200000), Diebstahl insgesamt (**00), ohne (§§ 242, 247, 248a-c StGB) (3**00) und unter erschwerenden Umständen (§§ 243-244a StGB) (4**00), Vermögens- und Fälschungsdelikte (500000), Sonstige Straftatbestände (StGB) (600000) und strafrechtliche Nebengesetze (700000) (s. Bundeskriminalamt 2019). Daneben wurden detaillierte Angaben über Tatverdächtige angefragt: Gesamtanzahl, Geschlecht, Staatsangehörigkeit (deutsch - nichtdeutsch), Altersgruppen und Aufenthaltsstatus. Diese Informationen sind besonders für die Stiftungsprofessur für Kriminalprävention und Risikomanagement und das Bundeskriminalamt relevant, da sie täterorientierte bzw. Sicherheits-Risiko-Analysen erstellen. Weiterhin wurden verschiedene Opferkategorien, wie z.B. Vollstreckungsbeamte/Rettungsdienst- und Feuerwehkräfte, Opfer-Tatverdächtigen-Beziehungen sowie Angaben zu Opfern nach Straftaten und Staatsangehörigkeiten aufgenommen, um die Viktimisierung in den ausgewählten Quartieren zu erfassen. Die interessierenden Straftaten(-gruppen) wurden anschließend in jeweils einzelne Tabellen für jedes der acht Quartiere übertragen und für einen Zehnjahreszeitraum (2009 bis 2018) angefragt, um Entwicklungen aufzeigen zu können. Nach Übermittlung an die jeweiligen Polizeien gab es noch Abstimmungsbedarf, da sich die Erfassungssysteme teilweise von der polizeilichen Kriminalstatistik unterscheiden. Zum einen werden nicht in allen Untersuchungsstädten dieselben Straftaten- bzw. Summenschlüssel verwendet, so dass händisch nach den jeweiligen Straftaten gesucht werden muss, und zum anderen werden teilweise die Straftaten(-gruppen) anders erfasst. Das erschwert bzw. verhindert immer wieder Vergleiche der Statistiken zwischen den Untersuchungsstädten. Noch dazu verfügen die Polizeien über unterschiedliche Datenschutzkonzepte, so dass es im Falle einer Untersuchungsstadt keine verlässlichen Daten zu den Jahren 2009 bis einschließlich 2017 gibt. Ein intra- und

interstädtischer Vergleich der Entwicklung der Kriminalität ist somit nur eingeschränkt möglich. Im Rahmen des Verbundprojekts werden die kriminalstatistischen Daten ausgewertet und intern vorgestellt, da aufgrund der Anonymitätszusage die Daten für etwaige Working Paper oder andere Veröffentlichungen nicht verwendet werden dürfen.

Literaturverzeichnis

Bundeskriminalamt (2019): Übersicht Summenschlüssel. Wiesbaden: Bundeskriminalamt.